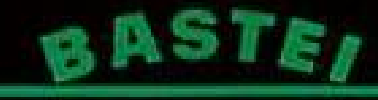
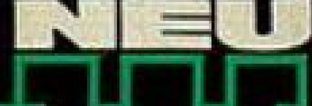
1,80 DM / Band 524
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Er raubte die mordende Göttin

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Er raubte die mordende Göttin

John Sinclair Nr. 524

von Jason Dark

erschienen am 19.07.1988

Sinclair Crew

Er raubte die mordende Göttin

Sie war schön wie eine überirdische Göttin, gefährlich wie eine Wüstenschlange, und sie freute sich darauf, in den Tod gehen zu können. Schon die Umgebung war wie geschaffen dafür, endlich mit dem Leben Schluß zu machen.

Die Gräber hatte man in den blanken Fels geschlagen, einfache Löcher, in die Sklaven die Toten hineinschoben – wie in einen Ofen.

Andere Gräber waren wesentlich größer und prachtvoller. Kleine Gebäude mit hohen Steinen, die allesamt Motive aus den alten, längst vergessenen Mythologien und Überlieferungen zeigten.

Die Totenstadt lag dort, wo die Wüste aufhörte und die hohen Felsen begannen. Ein verlassener, ein unheimlicher und weltvergessener Ort, über dem die Dämonen aus den Jenseitsreichen ihre Schwingen ausgebreitet hatten, um ihn zu beschützen.

An diesem Ort wurde der Tod zur Gestalt. Hier wehten die Stimmen der Verstorbenen mit dem ewigen Wind durch die Wüste hinein. Hier war die Finsternis besonders intensiv, als würden die Schwingen des Todes selbst die Sterne und das Licht des Mondes verdecken.

Das alles wußte die schöne Phädra, und sie freute sich trotzdem darauf, in die geheimnisvolle Totenstadt gehen zu können, wo sie ihrem Leben ein Ende setzen wollte.

So jedenfalls mußte es aussehen…

Daß ihr die Häscher auf der Spur waren, hatte sie noch rechtzeitig genug erfahren. Jemand hatte es ihr heimlich zugeflüstert, einer, der es gut mit ihr meinte. So hatte sie die Stadt verlassen, um den langen Weg in die Totenstadt einzuschlagen.

Phädra erreichte sie kurz vor der Tageswende. Am Tage knallte die Sonne erbarmungslos auf die Erde, doch die Nächte waren kalt.

Da stöhnten und ächzten die tagsüber aufgeheizten Steine unter den extremen Temperaturschwankungen. Möglicherweise waren das die Stimmen der Verstorbenen, die einsame Wanderer oft genug von der Totenstadt her vernommen hatten.

Phädra war allein unterwegs. Sie bewegte sich sicher zwischen den hohen Grabsteinen, als wäre sie hier aufgewachsen. Zur Feier des Tages hatte sie ihren prächtigen Schmuck angelegt. Ringe und Reifen aus Gold, bestückt mit kostbaren Perlen. Auf dem Kopf trug sie einen Gegenstand, der einer Königinnen-Krone ähnlich sah, ebenfalls aus Gold bestand und ihr tiefschwarzes Haar völlig verdeckte.

Zum Schutz gegen die Kälte hatte Phädra einen Umhang um die Schultern geschlungen. Das Kleidungsstück schimmerte in einem tiefen Violett.

Zwei Schalen umrahmten die kleinen Brüste, die durch eine Kette miteinander verbunden waren. Ebenfalls durch eine Kette gehalten wurde das goldfarbene Tuch, das ihre Scham bedeckte. An den Füßen trug sie die flachen Sandalen, die fast bis zu den Knien hoch geschnürt waren.

Phädra war eine schöne Frau, und sie wußte dies. Auch zahlreiche Männer und Liebhaber hatten dies gewußt, doch es war ihnen schlecht bekommen. Als sie bei einer Wanderung durch die Totenstadt daran dachte, verzog sich ihr geschminktes Gesicht zu einem Lächeln.

Sie hatte keine Erdfarben aufgelegt, nein, eine Frau wie sie wollte auffallen, deshalb zeigte ihr Gesicht eine starke Schminke, die besonders die Augen betonte, wo die violetten Ovale den gleichen Farbton besaßen wie der lange Umhang.

Die Felsen wuchsen höher. Manchmal bildeten sie über ihrem Kopf ein schützendes Dach. Dann wieder verbreiterten sich die Wege, die zu einem Gräberfeld führten.

Als Monumente wuchsen die von Künstlerhand geschaffenen Steine

in die Höhe.

Einige von ihnen besaßen die Umrisse unheimlicher Vögel, Schlangen oder fliegender Drachen. In diesen Friedhof war viel mit hineingebracht worden, was die Phantasie der Menschen stets beflügelt hatte.

Aber auch der falkenköpfige Totengott Horus war hier und da zu sehen. Der Schädel wuchs dann aus dem Gestein, als wollte er die Stätte des Sterbens überwachen.

Phädra kannte den Weg genau. Sie duckte sich an einem Grabmal vorbei, und gelangte an einen Platz, der wie die Kante eines Felsplateaus abschloß.

Nur brauchte sie hier nicht zu springen. Sie konnte über die Stufen gehen, die Sklavenhände in mühevoller Arbeit in den harten Fels hineingeschlagen hatten.

Ihr Weg führte zum Grabmal, zum Tod, zu ihren Geliebten, zwischen denen sie sich wohl fühlte.

Um sie herum wehte der Wind. Er fuhr in Spalten und Risse, sang um Ecken und wimmerte manchmal wie eine gepeinigte Kreatur, die dicht vor dem Ende stand.

Die feinen Sandkörner wehten ihr ins Gesicht. Phädra spürte sie wie Nadelstiche. Die große Grabkammer lag ziemlich ungünstig, denn dort unten fing sich der Wind und ließ all das zurück, was er auf seinem langen Weg von der Wüste her mitgebracht hatte.

Am Ende der Treppe wuchs vor ihr ein viereckiges, wuchtiges Steinmonument in die Höhe.

Die Grabkammer!

Sie war verschlossen, aber nicht für denjenigen, der den Trick mit der Öffnung kannte.

Phädra war eingeweiht.

Sie kniete nieder. Ihre schlanken, ebenfalls beringten Finger glitten über das Gestein des Bodens und suchten nach einem entsprechenden Kontakt, den sie schon beim ersten Versuch fand.

Es war nur eine kleine Platte. Sie unterschied sich in ihrer dreieckigen von den viereckigen Formen der Steine. Mit der rechten Hand drückte Phädra dagegen.

Hätte der Wind nicht so gejammert, wären ihr sehr wohl die beiden knackenden Laute aufgefallen. Der große viereckige Felsenstein wich vor ihr zur Seite.

Jetzt lag das Grab offen vor ihr!

Phädra betrat es noch nicht. Sie wartete ab, bis der Stein seinen neuen Platz eingenommen hatte. So lange starrte sie in die absolute Finsternis, aus der ihr etwas entgegenwehte. Es war ein widerlicher Geruch, eine Mischung aus Moder und Blut…

Der Geruch des Todes…

Sie atmete ihn ein. Ihre Nasenflügel bebten dabei, in die dunklen Augen trat ein hartes Leuchten, denn sie wußte nun, daß sie sich endgültig am Ziel befand.

Phädra übertrat die Schwelle. Sie glitt hinein in das zwischen den Wänden lauernde Grauen der alten Totenkammer, und sie schmeckte dabei abermals den widerlichen Geruch auf den Lippen, der sie überhaupt nicht irritierte.

So schritt sie vor, drehte sich nach rechts und griff wie eine Blinde, aber dennoch zielsicher dorthin, wo die Fackel in einer Spalte in der Wand steckte.

Darunter, auf dem Boden, stand eine kleine Schale. Und neben ihr lagen zwei sehr wichtige Gegenstände. Die beiden Steine, aus denen sie Feuer schlagen konnte.

Phädra bückte sich und bekam die Steine sofort zu fassen. Über der mit leicht brennbarem Pulver gefüllten Schale rieb sie die Steine gegeneinander, so daß Funken entstanden, die auch auf das Pulver schlugen. Nach einer Weile setzten sie das Pulver mit einem puffenden Geräusch in Brand.

Die Frau zuckte zurück. Wie eine gierige Tatze war die Flamme an ihrem Gesicht vorbeigehuscht, in der Schale zischte und knisterte es noch, und Phädra blies vorsichtig hinein, denn das Feuer durfte nicht verlöschen. Es bereitete einfach zuviel Mühe, es wieder von neuem zu entfachen.

Sie griff zur Fackel, deren oberes Ende ebenfalls mit einem leicht brennbaren Material getränkt und bestrichen worden war. Schon bald leckten die Flammen aus der Schale daran hoch, und allmählich wurde die Dunkelheit der unheimlichen Grabkammer aufgerissen.

Wenn sie sonst hergekommen war und einen Toten mit sich geschleift hatte, war der Eingang stets von ihr verschlossen worden. In dieser Nacht nicht mehr, denn es sollte ihr letzter Besuch an der Stätte des Todes werden.

Sie hielt die Fackel hoch, damit das Licht ein entsprechendes Spiel bekam, und schritt tiefer in die Grabkammer hinein. Das Spiel aus Licht und Schatten hüllte sie ein, es zuckte auch vor, bis fast gegen die hohe Decke und tanzte als gespenstische Farce über die Steinwände der Grabkammer.

Nur ihre Schritte und das leise Fauchen der Flamme waren zu vernehmen. Der Boden bestand ebenfalls aus Stein. Im Gegensatz zu den Wänden wirkte er wie gefegt oder blankgeputzt.

Je tiefer Phädra in die große Grabkammer hineinschritt, um so intensiver nahm sie den widerlichen Geruch war. Er strömte ihr vom Boden her entgegen, wo diejenigen im Kreis lagen, denen ihr nächtlicher Besuch galt.

Es waren die Toten, die Ermordeten, die von ihr umgebrachten

Liebhaber.
Sie lagen nebeneinander, wie aufgereiht. Von links nach rechts.
Denn mit dem ganz links Liegenden hatte sie begonnen, und sie hatte immer wieder das gleiche getan. Ihnen mit dem Obsidiandolch die Kehlen aufgeschnitten.
In der Grabkammer hatten sie ihre letzten Ruhestätten gefunden.
Sie sahen verschieden aus, die ältesten fast verwest, der ganz rechts liegende Tote kaum verändert. Nur an der Nasenspitze fehlte bereits ein Stück Haut.
Über den Toten erhob sich die Wand. In ihr befand sich eine Lücke, ein Viereck, in dem sie den Trank verwahrte, den sie sich bis zu dieser düsteren Nacht aufgehoben hatte. Die Fackel klemmte sie in einem Spalt fest, griff mit beiden Händen in die Öffnung und entnahm ihr ein Gefäß, das durch einen runden Deckel verschlossen war.
Sie lächelte, als sie auf den Deckel schaute, und das Lächeln wirkte im Licht so verzerrt wie das Grinsen einer Teufelin.
Neun Liebhaber hatte sie besessen, neun Tote lagen vor ihren Füßen. Sie würde bald als zehnte vor ihnen liegen und war den Foltern der Soldaten damit entkommen.
Mit spitzen Fingern nahm Phädra den Deckel ab und stellte ihn in das Viereck. Dann drehte sie sich herum und schaute auf den Eingang des finsteren Grabes.
Die Schale hatte sie mit beiden Händen umfaßt. Noch einmal reckte sie sich und fühlte sich in diesen Momenten als Königin über Leben und Sterben.
Sie schaute auf die dunkle Flüssigkeit in der Schale, die eigentlich eine grüne Farbe besaß, in dieser Umgebung aber nicht hervortrat.
Dann führte sie die Schale langsam zum Mund.
Und eine Stimme aus der Dunkelheit des Grabes vor ihr fragte:
»Willst du es wirklich trinken, schöne Phädra…?«

***

Nein, sie trank nicht. Sie setzte die Schale auch nicht ab. Sie blieb stehen und schielte über den Rand des Gefäßes hinweg.
Der Sprecher zeigte sich nicht, trotzdem wußte Phädra genau, wer ihr da heimlich gefolgt war. Sie hatte seine Stimme deutlich erkannt.
Und sie wunderte sich ein wenig darüber, daß er ihr gefolgt war und nicht bei den Häschern steckte.
»Weshalb hältst du dich versteckt, Meneris?«
Sein Lachen klang abgehackt und gleichzeitig hallend. »Weil ich dir nicht traue.«
»Da hast du recht. Man darf mir einfach nicht trauen. Nie dem Weibe trauen. Neun meiner Geliebten haben es getan! Riechst du ihr Blut und den Moder, Meneris? Riechst du es?«

»Ja, ich weiß Bescheid.«
»Dann willst du vielleicht der zehnte sein?«
»Hätte ich dich dann gewarnt?«
Phädra ließ die Schale etwas sinken. Die Haltung war einfach zu unnatürlich gewesen. »Wann hast du mich gewarnt, Meneris?«
»Noch in der Stadt, nahe der Tempel. Erinnere dich daran. Die Häscher sind dir auf der Spur. Viele Männer wollen dich tot sehen. Sie haben Soldaten angeheuert. Du wirst keine Chance mehr haben. Noch in dieser Nacht werden sie hier erscheinen und deine Grabkammer leerräumen. Es tut mir leid für dich, Phädra.«
»Jetzt auch noch, Meneris?«
»Wie meinst du das?«
Phädra lachte lockend. »Ich erkenne dich zwar nicht, ich sehe dich dennoch. Ich kann mir deinen gierigen Blick vorstellen, wie er über meinen Körper streift. Ich kann mir denken, was in deinem Kopf vorgeht. Du möchtest mit mir schlafen, du willst mich besiegen, und ich soll unter dir liegen, mein Freund…«
Die Worte hatten Meneris aufgewühlt. Er verließ seinen schützenden Schatten und kam so weit vor, daß ihn der Lichtkreis der Fackeln streifte.
Meneris gehörte zu den kräftigen Männern. Man hätte ihn auch als einen exzellenten Krieger bezeichnen können, jedenfalls war er ein Mann, auf den sich eine Frau verlassen konnte. Wer sich unter seinen Schutz stellte, war nicht verlassen.
Er trug auch die Kleidung der Krieger und hatte nicht auf seinen Helm verzichtet. Als Vertrauter und ein Mensch, der Zugang zu den heiligen Tempelanlagen besaß, konnte man ihm eine gewisse Macht nicht absprechen. Auch als Mann selbst wirkte er auf Frauen anziehend. Das dunkle Haar, der übergroße Wuchs und der kräftige Körper, das alles paßte einmalig zusammen.
Natürlich war er auch der Hofdame Phädra aufgefallen. Sie hatte ihn ebenfalls auf ihre Liste gesetzt, aber noch zappeln lassen. Das wußte Meneris nicht.
Er wollte auf sie zugehen, als die Frau die Hand ausstreckte.
»Nein, nicht weiter.«
»Willst du hier nicht weg?«
»Wolltest du mich retten, Meneris? Bist du deshalb zu mir gekommen? Hast du mich deshalb verfolgt?«
»Ich weiß Bescheid über dich. Ich weiß alles. Ich habe mich genau erkundigt. Ich bin dir auch nachgelaufen, du hast es nur nicht gesehen. Schon öfter war ich hier, du weißt es nicht. Ich möchte dich vor Schaden bewahren. Es ist verrückt, aber für mich bist du die Blume meines Herzens. Ich liebe dich, auch wenn du eine Mörderin bist.«

Sie lachte den Mann an. »Eine nur? Meneris, bitte! In dieser Gruft, in der sich unsere Herzen finden sollen, liegen immerhin neun Tote.«

»Und du wolltest die zehnte sein? Oder das zehnte Opfer?«

»Ja, ich halte den Trank bereits in den Händen. Ich wäre das letzte Opfer dieser Gruft geworden.«

»Du wolltest auch tot sein.« Meneris schüttelte den Kopf. »Das verstehe, wer will, ich nicht. Ich weiß nicht, weshalb du dein Leben so einfach wegwerfen willst.«

»Weil ich keine Chance habe.«

»Du hättest es wissen müssen, Phädra!«

Die Frau hob die Schultern. Meneris sah auch das geheimnisvolle Lächeln auf ihren Lippen. »Vielleicht habe ich es auch gewußt, das ist alles möglich. Vielleicht habe ich bewußt den Eingang der Grabkammer offengelassen. Möglicherweise will ich sogar, daß sie mich zwischen meinen toten Männern finden.«

Meneris begriff die Frau nicht. Er wußte auch nicht, was er sagen sollte. Phädras Schönheit hatte ihn betört. So etwas warf man nicht einfach weg. Sein Blick wechselte zwischen ihrem ebenmäßigen Gesicht und der Schale, die sie noch immer hielt. »Was ist das für ein Trank?« fragte er. »Ist es ein Giftbecher?«

Phädra lächelte nur. »Was meinst du denn?«

»Ja, ich glaube es.«

»Möglicherweise ist es ein Becher«, sagte sie. »Der Becher des Todes, aber ich habe eine andere Frage an dich.«

»Bitte.«

»Liebst du mich?«

Meneris war überrascht, diese Worte zu hören. »Ich… ich kann nicht begreifen, was es soll?«

»Ich will nur von dir wissen, ob du mich tatsächlich liebst, Meneris? Gib mir eine Antwort.«

Er gab sie ihr nicht akustisch, sondern nickte ihr zu. »Ja, ich liebe dich.«

»Das ist gut, das ist wichtig, mein Freund. Wer mich liebt, muß bereit sein, alles für mich zu tun.«

»Was ist *alles*?«

»Eben alles«, flüsterte Phädra. Ihre Worte verwehten in der Gruft, und sie ließ Meneris Zeit, darüber nachzudenken.

»Du meinst, er muß für dich in den Tod gehen?«

»Ja.«

Der Krieger schluckte. Er stand vor ihr, starrte sie an und spürte den Schweiß auf dem Hals. Die Lippen zuckten, aber nicht, weil er lächeln wollte, er kam nicht zurecht mit gewissen Dingen, legte seine Stirn in Falten und hörte, daß sie ihn an- oder auslachte.

»Wenn ich dich beobachte, dann bist du nicht bereit, alles für mich

zu tun, Meneris!«

»Nein, oder ja. Aber ich lasse mich nicht von dir töten. Ich will nicht neben den anderen neun Liebhabern liegen und vermodern.«

»Das kann ich verstehen, aber es gibt einen Tod, der ist nicht endgültig, auch wenn es so scheint. Ich werde diesen Tod eingehen und irgendwann einmal zurückkehren, weil ich wiedergeboren werde. Verstehst du das, Meneris.«

»Ich glaube.«

»Es ist ganz einfach, mein Freund. Wer mich liebt, der muß bereit sein, mit mir in den Tod zu gehen. Die Widergeburt ist dann unsere große Möglichkeit.«

Meneris wunderte sich. »Du sprichst wie ein weiser Berater des Pharaos. Man kann dich fast als eine Göttin ansehen.«

»Vielleicht bin ich das auch.«

»Aber Göttinnen reden nicht gern mit Sterblichen. Sie können auch nicht sterben…«

»Wer sagt dir, daß ich sterben will?«

»Du willst dich töten. Der Trank…«

»Ich werde mich in den langen Schlaf begeben, Meneris, das ist der große Unterschied. Du solltest nachdenken, mein Freund. Nicht der Tod ist das Ende, es kommt noch etwas hinterher. Das weißt du doch, oder hat man dir das nicht gesagt?«

Der Krieger hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob die Götter mir wohlgesonnen sind.«

»Ich bitte dich, Meneris. Wenn du mich in dein Vertrauen setzt, sieht alles ganz anders aus.«

»Wie denn?«

»Das kann ich dir nicht sagen, deine Liebe muß groß genug sein. Ebenso dein Vertrauen. Laß mich den Trank zu mir nehmen. Danach wirst du die Schale leeren. Wenn du mich liebst, gehen wir gemeinsam in den Tod, der keiner sein wird.«

Meneris war von Phädra verrückt gemacht worden. Er mußte sie einfach besitzen. Zwar sah er hinter ihr die verwesten oder weniger verwesten Gestalten ihrer Liebhaber liegen, doch die Lebende überwog alles. Sie stellte auch das Grauen in den Schatten.

»Du überlegst noch, Meneris?«

»Ja.«

»Was gibt es da groß nachzudenken? Liebe kann Berge versetzen und den Tod überwinden. Ich würde dir vorschlagen, daß du es einmal probierst, mein Freund. Die Liebe ist ungemein stark. Wir sollten sie gemeinsam erleben…«

»Ich weiß nicht…«

»Es fällt dir also schwer, mir zu vertrauen?«

»Ja.«

»Dann kann deine Liebe nicht so groß sein. Ich mache dir folgenden Vorschlag, Meneris. Ich werde jetzt die Hälfte des Tranks zu mir nehmen. Anschließend gebe ich dir die Schale und du leerst sie bis zum Grund. Wir beide werden in ein anderes Reich hineintreiben und dort zusammenbleiben, bis die Zeit reif ist, daß wir uns wieder gegenseitig an diese Zeit hier erinnern. Ich bin die Göttin. Sag selbst, kann man eine Göttin töten? Kann eine Göttin sterben?«

»Ich glaube nicht.«

»So ist es, mein Freund. Eine Göttin stirbt nicht, sie lebt weiter, auch wenn sie tot ist. Du, der du Vertrauen in mich gesetzt hast, wirst auch weiterleben, du…«

»Sie sind da!« flüsterte Meneris. »Ich… ich habe Geräusche gehört. Sie sind da. Sie müssen die Totenstadt erreicht haben.«

»Laß die Krieger kommen, mein Freund. Sie schrecken uns nicht mehr. Es ist alles gelaufen.«

Meneris überlegte. Dann drehte er sich um, als hätte er einen entscheidenden Entschluß gefaßt, und lief zum Ausgang des großen Grabes. Sehen konnte er die Häscher nicht, er hörte sie jedoch, denn der Wind trieb ihre flüsternden Stimmen als Echo in die Nähe des Grabes.

Meneris war mit einem Schwert bewaffnet. Er gehörte zu den Männern, die es besonders gut führen konnten. Auch dachte er darüber nach, ob er Phädra verteidigen sollte. Er konnte die Häscher bestimmt für eine Weile aufhalten und ihr die Flucht ermöglichen, doch er würde für sie sterben, ohne sie je besessen zu haben.

Nein, das war auch nicht gut.

Meneris zog sich wieder zurück. Er ging rückwärts, drehte sich um – und erschrak.

Vor ihm stand Phädra. Sie hatte den Becher zum Mund geführt und wollte daraus trinken.

Er wollte ihr zurufen, noch zu warten, doch Phädra trank bereits.

Meneris kam sich vor, als hätte man ihn geschlagen. Seine Lippen zuckten, er schüttelte den Kopf, aus seinem Mund drang ein schwere Ächzen, und er sah, wie die Göttin zitterte.

Rasch lief er hin.

Als Phädra anfing zu schwanken, war er so nahe bei ihr, daß er sie auffangen konnte.

Schräg und gekippt lag sie auf seinen Armen, doch den Becher mit dem Todestrank hielt sie noch fest. Dabei schaute sie Meneris an. Ihre Lippen glänzten, als wären sie mit Öl eingeschmiert worden. Einige Tropfen waren über die Unterlippe gelaufen und rannen jetzt an ihrem Kinn entlang.

»Phädra!« stöhnte er. »Meine Güte, du hast… du hast es wirklich getan?«

»Ja, ich habe ihn getrunken.« Sie lachte leise. In ihren Augen lag ein fast überirdischer Glanz. »Ich werde jetzt einen anderen Weg gehen, einen, der einer Göttin würdig ist. Ich kann dir nur sagen, leere den Becher bis zum Grund. Nimm den Rest zu dir, nur so kannst du mich wiedersehen, später, irgendwann…«

»Wann, wie…?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Du mußt mir vertrauen, nur vertrauen, hörst du?«

Er schaute an ihr vorbei und sah die verwesten Gestalten auf dem Boden liegen.

Sollte er ihr tatsächlich vertrauen? Konnte er das überhaupt?

Einer Mörderin? Sie schwieg jetzt. Die Frau befand sich in einem tranceähnlichen Zustand. Wahrscheinlich stand sie schon auf der Schwelle zur Totenwelt. Jedenfalls schaffte sie es nicht mehr, auch nur ein Wort zu sagen. Ihr Blick war so anders geworden, fast wirkte er gebrochen.

Die Häscher hatten das Grabmal fast erreicht. Jemand rief mit lauter Stimme. »Ich sehe eine Fackel. Dort muß es sein. Kommt mit, schnell!«

»Deine letzte Möglichkeit, Meneris«, wisperte die schöne Phädra.

»Deine allerletzte…«

Er verzog die Lippen, atmete durch die Nase die schlechte und auch staubige Luft ein, und gleichzeitig wurde die Frau in seinen Armen ungemein schwer.

Da wußte er Bescheid.

Sie war tot!

Phädra hatte ihr Versprechen eingelöst und war auf die sehr lange Reise gegangen.

Wie lange blieb ihm noch, sich zu entscheiden? In seiner Seele tobte ein regelrechter Kampf. Er war hin- und hergerissen. Sollte er den Trank zu sich nehmen?

Wie im Krampf hielt sie die Schale fest. Die dicke, ölige Flüssigkeit bedeckte den Boden und schien an den Rändern hochzukriechen.

Noch zögerte Meneris. Er blickte zum offenen Eingang. Bewegte sich dort nicht schon etwas? Waren sie da? Was würden sie unternehmen, wenn sie ihn mit der Toten fanden? Würden sie ihm glauben?

Er kannte sie, er wußte, wie grausam sie waren, denn sie handelten auf einen Befehl hin, den der Hohepriester ihnen erteilt hatte. Der wiederum war bekannt für seine grausamen Foltermethoden. Er würde versuchen, die Wahrheit aus Meneris herauszubrennen.

Es gab für ihn eigentlich nur die Möglichkeit, auf Phädra zu vertrauen und den Becher zu leeren.

Er hörte schon das Klirren der Waffen. Untermalt von den rauhen Stimmen der Krieger.

Es wurde Zeit…

Meneris ließ die Tote zu Boden sinken. Zuvor hatte er ihr den Becher aus den Händen genommen. Direkt vor seinen Füßen sank die schöne Frau, die sich selbst als Göttin bezeichnete, nieder.

Sie blieb auf dem Rücken liegen, so daß er in ihr Gesicht schauen konnte.

Im Schein der Fackeln wirkte es wie eine Totenmaske, die rot und schwarz angemalt worden war. Der Mund war nicht ganz geschlossen, aber kein Atem drang mehr über die Lippen. Phädra befand sich in einem anderen Reich.

Meneris hörte seinen eigenen Herzschlag überlaut. Es war die Angst, die Furcht vor dem Unabwägbaren. Konnte er dieser schönen Göttin tatsächlich vertrauen?

Er mußte es.

Meneris hob die Schale an schloß halb die Augen und schaute dabei auf den Spiegel der dunklen Flüssigkeit, die ein wenig nach Minze roch.

Die Flüssigkeit rann dem Rand entgegen und damit seinem Mund. Im nächsten Augenblick gab es kein Zurück mehr für ihn, als sie den Mund ausfüllte und er sie schluckte.

Auch wenn er es gewollt hätte, es wäre ihm kaum möglich gewesen, den Schluckvorgang zu unterbrechen. Die ölige Flüssigkeit rann einfach nach, als würde sie von Händen geschoben.

Er trank, spürte den Minzegeschmack, und er leerte den Becher bis zum letzten Tropfen.

Dann ließ er ihn fallen.

Das dabei entstehende Geräusch ging unter, als eine harte Männerstimme in die Grabkammer hineinschrie: »Wir haben sie. Ja, da ist sie. Sie liegt am Boden – kommt!«

Der Soldat wartete noch. Er hatte sein Schwert gezogen und stand geduckt.

Meneris schaute ihm entgegen. Sprechen konnte er nicht mehr. Er fühlte sich, als hätte er Feuer geschluckt. In seinem Körper wallte die Hitze. Sie beeinträchtigte die Sehkraft, denn er bekam die einzelnen Reaktionen der Häscher kaum mit, weil sich die Männer zu einer regelrechten Masse verdichteten.

»Meneris!« Jemand hatte ihn erkannt und schrie seinen Namen.

»Hat er sie getötet?«

»Wir sehen nach!«

Jetzt drangen sie in die düstere Gruft ein. Auch sie rochen den Moder und das Blut, sie spürten den Ekel, der automatisch kam, aber das machte Meneris nichts aus.

Er befand sich bereits in einem anderen Zustand. Tot war er noch nicht. Er hielt sich auf den Beinen, merkte jedoch, daß der Boden unter seinen Füßen allmählich anfing zu schwanken. Wellenberge

wechselten sich mit Wellentälern ab. Die Wände der Grabkammern zitterten ebenfalls. Er vernahm ungewöhnliche Laute, dann ein hohes, fernes Singen, wie ein Gruß aus dem Totenreich.

Die eindringenden Gestalten verschwammen vor seinen Augen.

Sie wurden zu quallenartigen Gebilden mit übergroßen Köpfen und furchtbaren Fratzen.

Er fiel ihnen entgegen und schwebte dabei wie ein Vogel.

Tatsächlich aber fiel er ihnen vor die Füße und hinein in die Dunkelheit der Jenseitswelt…

***

Offiziell ging mich die Sache gar nichts an, aber die Kollegen hatten mich um Hilfe gebeten, und ich hatte zugesagt. Es gibt auch unter den Polizisten noch Idealisten. Damit will ich mich nicht als einen Idealisten bezeichnen, aber die Kollegen, denen ich zu Hilfe gekommen war, gehörten zu der Gruppe.

Sie hatten es sich zur Aufgabe gemacht, Jugendliche zu beschützen. Sie abzuhalten von dem verdammten Rauschgift, von der Prostitution und auch vor denjenigen Typen, die sich mit dem Begriff Guru umgaben, sich Sektenführer nannten und den jungen Leuten eine Ersatzreligion versprachen, die eine ewige Glückseligkeit beinhaltete.

Das waren Tatsachen, vor denen man die Augen nicht verschließen durfte. Ich selbst hatte Jugendliche gesehen, die für einige Zeit in den Sektencamps gelebt hatten.

Sie waren zerbrochen worden. Körperlich und auch seelisch. Und der große Guru konnte sich ins Fäustchen lachen, denn sein Reichtum war gesichert.

In unserem Fall ging es um einen Sektenführer, der sich Ramir Ghur nannte.

Wie mir bekannt war, stammten der Mann aus Ägypten, wo er lange Zeit als Einsiedler irgendwo in der Wüste gehockt hatte, um dort die Klarheit und das Wissen der Götter aufzusaugen, damit er sie den Menschen weiterleiten konnte.

Er hatte damit den Nagel auf den Kopf getroffen. In London fand er zahlreiche Anhänger. Seine Lehren wurden schnell publik, aber man merkte erst zu spät, daß sie auch tödlich sein konnten.

Zwei Ritualmorde waren die Folge. Die Spuren führten zu Ramir Ghur, dem man jedoch nichts beweisen konnte.

Durch einen Zeugen hatten die Kollegen erfahren, daß der Guru mit außerirdischen übermenschlichen sowie magischen Kräften ausgestattet worden war und diese auch vor den staunenden Augen seiner Zuhörerschar präsentierte.

Er sprach manchmal, so hieß es, mit einer fremden Stimme und in einer altägyptischen Sprache.

Was daran stimmte oder nicht, das war den Kollegen leider nicht bekannt. Und so hatten sie Suko und mich gebeten, sie bei ihrem Einsatz zu unterstützen.

Wir brauchten nicht einmal weit zu fahren. Der finanzstarke Guru hatte südlich von London einen Campingplatz gekauft und dort die primitiven Hütten für seine Anhänger errichten lassen. Wenn sie sich trafen, dann auf diesem Platz, und dort horchten sie auch den Worten des großen Meisters.

Ramir Ghur verstand es ausgezeichnet, viel Geschrei um nichts zu machen. Ich hatte mir einige Bänder mit seinen Reden anhören können und von Dingen erfahren, die sich mit altägyptischer Mystik befaßten. Was davon übernommen werden konnte, ich wußte es nicht. Jedenfalls hatte ich nicht viel Positives gehört. Der größte Teil seiner Reden drehte sich um das geheimnisvolle Totenreich und die Unterwelt der alten Ägypter.

Schlimm waren natürlich die beiden Toten. Wie die jungen Leute ums Leben gekommen waren, das sah nach einem Ritualmord aus.

Seit Charles Manson war die Polizei bei solchen Taten besonders hellhörig.

Wir waren zu acht.

Suko und ich sowie sechs Leute aus einer Sondergruppe. Vier Männer und zwei Frauen.

Wir hatten unseren Plan genau abgesprochen. In den frühen Morgenstunden wollten wir eine Razzia auf dem Campingplatz durchführen. Wir wollten den Guru praktisch im Schlaf überraschen.

Die Themse lag nicht weit entfernt. Jenseits des Waldes schob sie sich durch ihr Bett. Der Sommer war nicht besonders gewesen, es hatte viel geregnet, aber an diesem Tag überwog die Hitze, das war auch in der frühen Morgenstunde zu spüren.

Wir fuhren mit drei Fahrzeugen. Später sollte ein Transporter folgen, um eventuelle Gefangene aufzunehmen.

Suko und ich bildeten in unserem Rover den Schluß der kleinen Fahrkolonne. Die Sonne war zwar schon aufgegangen, besaß aber noch längst nicht die Kraft des Mittags, so hatte sie es auch nicht geschafft, die Morgennebel wegzudampfen, die sich an den Flußniederungen als dicke Schwaden hielten.

Suko, der fuhr, beschwerte sich über mein Gähnen. »Wenn du so weitermachst, steckst du mich auch noch an.«

»Ich bin eben müde.«

»Zu lange geschluckt gestern abend?«

»Nein, zu früh aufgestanden.«

»Das wußtest du schon einige Tage zuvor.«

»Nun ja, man ist eben nicht immer gleich in Form.«

»Dann werde ich mir diesen Ramir Ghur eben allein vornehmen.«

»Das könnte dir so passen.«
»Wenn du müde bist, macht er dich fertig.«
»Abwarten.«
Noch rollten wir auf der normalen Landstraße. Ich aber wußte, daß es bis zur Abbiegung nicht mehr weit sein würde. Wenig später sah ich bereits das rechte Blinklicht des vor uns fahrenden Wagens aufflackern. Das Fahrzeug wurde in eine enge Kurve gezogen und verschwand in einem Wald.
Zu diesem Wald gehörte auch der Campingplatz. Der Weg mündete praktisch zwischen den primitiven Hütten.
Wir hatten überlegt, ob wir uns anschleichen sollten, davon aber Abstand genommen. Wenn wir mit drei Fahrzeugen plötzlich in aller Herrgottsfrühe auf dem Platz erschienen, würde die Überraschung ebensogroß sein. Dann konnten wir die Kameraden sicherlich aus ihren Schlafsäcken oder von den Pritschen holen.
Ein Luftbild des Campingplatzes hatten wir uns vorher genau angesehen und festgestellt, daß der Guru selbst nicht in einem dieser aus Kunststoff gefertigten Containerbuden hauste, sondern in einem Blockhaus, das sogar relativ komfortabel aussah, jedenfalls auf dem Bild und im Vergleich zu den Containern.
Rechtlich waren wir abgesichert. Der Durchsuchungsbefehl steckte in der Tasche des Einsatzleiters. Der Mann hieß Cliff Morris, war knapp 30 und ein Bursche, dem man so leicht nichts vormachen konnte. In seinen Jeans und den Turnschuhen wirkte er wie ein Student. Kaum jemand hätte dahinter einen sehr fähigen Polizeibeamten vermutet, das sollte auch so sein.
Morris hockte im ersten Fahrzeug, über dessen Dach ebenso die Zweige kratzten wie über das des zweiten und des dritten Fahrzeugs. Der kurvenreiche Weg wies zahlreiche Unebenheiten und auch Schlaglöcher auf.
Wie der Guru genau aussah, hatten auch die Zeugen nicht richtig sagen können. Sie sprachen immer von der Maske, von einem unheimlichen Mann, der trotz allem eine gütige Strahlung besaß.
Das war mir natürlich zu wenig, auch wenn es durchaus stimmen konnte. Es gab ja Leute, die sich anderen gegenüber stets maskiert zeigten.
Am zweiten Wagen kurbelte jemand das linke Vorderfenster nach unten. Ein Arm erschien, die geballte Faust stieß dreimal kurz hintereinander in die Luft.
Für uns war es das Zeichen, daß wir uns dem eigentlichen Ziel jetzt sehr schnell näherten.
»Bist du wach?« fragte mich Suko.
»Und wie.«
»Gleich geht es nämlich los.«

»Meinetwegen.«

Ich hatte den Satz noch nicht ausgesprochen, als die beiden Fahrer beschleunigten.

Auch Suko schaltete einen Gang höher, der Rover bekam Tempo, die grünen Wände der Wälder huschten zu beiden Seiten schattenhaft vorbei und waren in den Lücken erfüllt von Lichtreflexen des zur Erde fallenden Sonnenlichts.

Freie Bahn!

Wir jagten auf den Campingplatz. Der erste Wagen war nach rechts weggedriftet, der zweite nach links, wir fuhren geradeaus, denn so war es besprochen worden.

Unser Ziel war der Blockhüttenbau, wo unser Freund, der Guru, lebte. Dicht vor einer breiten Holztreppe bremste Suko. Wir schwangen uns aus dem Wagen, ich schaute kurz zurück und sah, daß die Kollegen dabei waren, die Türen der primitiven Behausungen aufzureißen.

Das interessierte uns nicht. Wir wollten den Guru. Suko stand bereits an der Eingangstür. Wie wir es uns gedacht hatten, sie war verschlossen.

»Das Fenster«, sagte ich und deutete auf die breite Scheibe rechts der Tür.

Suko schlug sie mit der Beretta ein.

Wenn jetzt noch jemand schlafen sollte, mußte er eigentlich durch das Splittern und Platzen geweckt werden, trotzdem kam niemand entgegen, als wir in das Innere klettern.

Nebeneinander blieben wir stehen. Wir befanden uns in einem großen, leeren Raum. Auf dem Holzfußboden erkannten wir eine Zeichnung. Sie zeigte die Sonne. Allerdings nicht in einem strahlenden Gelb, dafür im blutigen Rot.

Eine Tür führte zu einem anderen Raum.

Ich sprintete hin, riß sie auf, schaute in einen Gang und sah an seinem Ende den geduckten Rücken einer fliehenden Gestalt. Im nächsten Moment war der Guru durch eine Tür entwischt. Ich hatte noch gesehen, wie er sie aufzog und wieder zuknallte.

Gemeinsam rannten Suko und ich auf die Tür zu. Von außen war sie verschlossen worden.

»Aufbrechen!«

Wir nahmen gemeinsam einen kurzen Anlauf und warfen uns zugleich gegen das Holz.

Die Tür splitterte. Zusammen mit einigen Holzstücken brachen wir durch, gerieten ins Freie, sahen vor uns die Bäume im sommerlichen Sonnenlicht, auch einen schmalen Weg und hörten gleichzeitig das Brummen eines Motors.

»Mist auch!« fluchte ich und spurtete gemeinsam mit Suko los.

Wir nahmen den schmalen Weg, der zu einer Lichtung im Wald führte, wo der dunkle Mercedes gestanden hatte.

Jetzt sahen wir ihn auch. Leider nur das Heck, denn er wurde soeben beschleunigt.

Wir versuchten es dennoch!

Rennen gehört ebenso zu unserem Job wie langes Warten auf irgendwelche Dinge, die mal passierten. Suko und ich waren gleichschnell. Auf einer normalen Straße hätten wir keine Chance gehabt, den Wagen einzuholen. Anders verhielt es sich auf dem Waldweg.

Wir konnten aufholen, weil der Guru mit der Beschleunigung seine Mühe hatte. Das Heck schlingerte, wenn er den Wagen in eine der engen Kurven riß. Einmal brach es aus und senste durch das Unterholz. Dann bekam er den Wagen wieder unter Kontrolle, mußte sich aber vor der Linkskurve in acht nehmen. Das tat er nicht. Es krachte, eine Heckleuchte ging in Fetzen, als der Mercedes einen Baumstamm küßte.

»Den kriegen wir!« keuchte Suko und legte noch einen Zahn zu.

Ich blieb etwas zurück. Suko näherte sich dem Wagen so weit, daß er schon springen konnte.

Das tat er auch.

Ich sah ihn regelrecht fliegen. Er knallte auf das Heck wie ein zweiter Colt Sealvers, nur schaffte es mein Freund nicht, sich festzuklammern. Er rutschte ab.

Ich sah ihn kippen, hörte ihn fluchen, dann fiel er und überrollte sich, als er in das Unterholz brach, wo er fluchend liegenblieb.

Der Wagen war weg. Auch ich bekam keine Chance, ihn einzuholen. Suko rappelte sich wieder hoch, er schimpfte und lief weiter.

Ich will es kurz machen. Als der Wald lichter wurde und wir bereits den Fluß sahen, kamen wir noch einmal nahe heran, weil wir ihm den Weg abgeschnitten hatten und von der Seite her auf ihn zuliefen. Jetzt hielten wir auch unsere Pistolen schußbereit. Leider war es nicht möglich, die Reifen zu erwischen.

Ramir Ghur schaltete noch einen Gang höher und drückte auf das Gaspedal.

Die Scheibe an der Fahrerseite hatte er nach unten fahren lassen.

Er schaute aus dem Fenster. Wir sahen sein Gesicht, das eigentlich keines war.

Nur eine schwarze Fläche innerhalb des Rechtecks. In ihr schwammen zwei glühende Punkte oder Ovale, Augen möglicherweise. Ich war mir nicht sicher, aber die rauhe, donnernde Stimme, die wir hörten, war keine Täuschung.

»Ich werde mich rächen! Wir werden noch von einander hören. Denkt daran, die Toten sind unsterblich…«

Der Mercedes sprang plötzlich hoch, als hätte jemand unter ihn geschlagen.

Ich feuerte trotzdem auf den rechten Hinterreifen, es war Munitionsverschwendung. Die Kugel klatschte irgendwo vor dem fliehenden Wagen in den Boden.

»Der kommt nicht weit«, sagte Suko. »So ein Wagen verfängt sich schnell in der Fahndung.«

Ich erwiderte nichts, weil ich das Gefühl hatte, daß Suko diesmal zu optimistisch war. Ich ließ ihn auch laufen und ging den Weg zum Camp langsam zurück.

Die Worte des Mannes spukten mir im Kopf herum, besonders die letzten, als er davon gesprochen hatte, daß die Toten unsterblich seien. Was hatte er damit gemeint?

Würden die Toten zurückkehren. Und wenn ja, wer war es, der zurückkehrte?

Ich hatte keine Ahnung und wurde dafür von Cliff Morris lachend begrüßt. »Wir haben sie alle«, berichtete er.

»Bis auf den Guru!«

Er winkte ab. »Den kriegen wir auch noch.« Dann sah er mein skeptisches Gesicht. »Glauben Sie nicht?«

»Nein.«

»Weshalb nicht?«

Ich ließ meinen Blick über den Platz schweifen. Keiner der Guru-Anhänger befand sich noch in einer der Hütten. Die Kollegen hatten sie allesamt herausgetrieben. Sie hielten sich auf dem Platz auf, wirkten überrascht, verschüchtert, müde und auch erschöpft. Sie alle trugen Einheitskleidung, Gewänder, die beige schimmerten und bis zu ihren Fußknöcheln reichten.

»Ich warte auf eine Antwort, Mr. Sinclair.«

»Ja, die können Sie haben. Mir sagte einfach mein Gefühl, daß wir ihn nicht erwischen.«

»Tatsächlich?«

»So ist es.«

Er schüttelte den Kopf. »Bei allem Respekt, Kollege, aber daran kann ich nicht glauben.«

»Das ist Ihre Sache.«

Er schaute auf die Uhr. »In spätestens einer Stunde hat er sich in unserem Netz verfangen.«

»Das meinen Sie?«

»Genau.«

»Mal sehen.« Ich ließ Morris stehen und ging zu Suko, der aus dem Bungalow kam.

»Nichts, John, keine Spuren, keine Unterlagen. Der Bau ist klinisch sauber.«

Wegen der Sonne setzte ich die Brille mit den dunklen Gläsern auf. »Was hast du denn erwartet?«

»Wer eine so große Schar von Anhängern führt, der muß doch Unterlagen haben.«

Ich deutete auf meine Stirn. »Die hat er dort. Die sitzen in seinem Kopf.«

»Kann sein.«

Cliff Morris wurde gerufen. Neben einem der Wagen stand eine Kollegin und hielt den Hörer des Telefons in der Hand. »Ein Ergebnis der Fahndung«, fügte sie noch hinzu.

»Das ging ja schneller, als ich dachte.« Cliff war noch immer sehr optimistisch.

»Er wird sich wundern«, sagte ich.

Suko gab keinen weiteren Kommentar. Er und ich schauten uns Cliff Morris an, der hastig in den Hörer sprach, sogar mit dem Fuß auftrat und eine Bewegung machte, als wollte er den Hörer zu Boden schleudern und darauf herumtrampeln.

Ich lächelte bitter. Mit gesenktem Kopf kam er auf uns zu. »Sie haben recht gehabt, Sinclair, aber ich ebenfalls.«

»Wieso?«

»Der Wagen wurde gefunden, nur der Fahrer nicht. Das ist unser großes Pech.«

Ich hob die Schultern. »Da kann man nichts machen. Ich wußte es vorher. Diese Typen sichern sich eben ab.«

»Wie kann er entwischt sein?«

»Keine Ahnung.«

»Möglicherweise über den Fluß«, sagte Suko.

»Den haben wir auch abgesichert.«

»Vielleicht hat er sich auch in Luft aufgelöst.«

Morris zog die Lippen breit. »Verarschen kann ich mich alleine«, erwiderte er wütend und ging davon.

»Willst du noch bleiben?« fragte Suko. Er sah mein Gähnen und fing an zu lachen. »Bei dieser Reaktion erübrigt sich die Frage, John. Dann laß uns verschwinden.«

Wir sagten Morris Bescheid, der sich für unsere Hilfe noch einmal bedankte. »Was ist denn mit dem Guru? Werden Sie ihn jagen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Kaum. Es ist nicht unser Job. Versuchen Sie, ihm auf den Fersen zu bleiben.«

»Erst einmal kriegen.«

»Das klappt schon bei Ihrem Einsatz.«

»Na ja, mal sehen.«

Wir schwangen uns wieder in den Rover. Diesmal fuhr ich. Suko fiel mein ernstes Gesicht auf.

»Hast du Probleme, John?«

»Nicht direkt. Aber ich denke über diesen Racheschwur nach, den er uns entgegengeschrieen hat.«

Suko winkte ab. »Hör auf! Wie oft sind wir schon auf diese Art und Weise geleimt und gewarnt worden. Nimmst du den tatsächlich ernst?«

»Komischerweise ja.«

»Ich nicht.«

Damit war für Suko der Fall erledigt. Für mich allerdings auch, denn wir hörten von Rami Ghur nichts mehr.

Ein halbes Jahr später allerdings wurden wir wieder an ihn erinnert, und zwar auf verdammt blutige Art und Weise…

***

Die Zeit heilt alle Wunden, die Zeit verdeckt, die Zeit vergräbt alles.

Jahrtausende gehen dahin. Was von alten Kulturen bleibt, ist nur mehr Überlieferung, Legende, Erinnerung.

Bis zu dem Tag, wo Archäologen Grabungen vornehmen, und da bietet sich ein Land wie Ägypten förmlich an.

In den letzten hundert Jahren haben Archäologen aus aller Welt Unwahrscheinliches geleistet. Sie gruben die alten Kulturstätten aus, sie fanden unter dem Wüstensand Städte, Behausungen und gewaltige Gräber. Ägypten war plötzlich »in« geworden. Unzählige Touristen karrte man an die historischen Orte, die von Leuten aus aller Welt staunend betrachtet wurden.

Es gab auch andere Orte, die jenseits der Touristenrouten lagen und noch immer den Schlaf der Einsamkeit schliefen.

Wo die Wüste endete und die Felsenberge begannen, lag die alte Totenstadt, in der vor mehr als 2500 Jahren eine Frau und Mörderin namens Phädra ihre letzte Ruhestätte erhalten hatte.

Die Gräber waren zwar gefunden und auch freigeschaufelt worden, aber man hatte sie noch nicht so genau untersucht. Sie lagen einfach zu weit entfernt. Die Einsamkeit der Wüste konnte als menschenfeindlich bezeichnet werden. Zudem besaß der ägyptische Staat nicht die finanziellen Mittel, um alle historischen Stätten seines gewaltigen Reiches zu untersuchen.

Natürlich kannte man den alten Friedhof. Da er jedoch nur Felsengräber enthielt und keine prunkvollen Pyramiden, hatte man beschlossen, seine genaue Untersuchung auf die nächsten Jahre zu verschieben.

Das kam dem Mann namens Ramir Ghur sehr gelegen. Niemand interessierte sich für ihn, als er nach Ägypten einreiste und sich auf den Weg in den Süden des Landes machte.

In England hatte er untertauchen müssen. Es war ihm auch gelungen, und er hatte es geschafft, die Polizei lächerlich zu machen.

Allerdings ärgerte er sich darüber, daß sein großer Plan, zahlreiche Diener um sich zu scharen, gescheitert war. Er hatte den Grundstock bilden wollen, einen Nährboden für die alten, schrecklichen Totenlehren, doch man war ihm zu schnell auf die Spur gekommen.

Also hatte er seinen Plan geändert und befand sich schon jetzt auf dem Weg in die Totenstadt.

Er war mit dem Zug gefahren, hatte sich in Assuan einen Wagen geliehen, dem auch zugewehte Wüstenpisten nichts ausmachten und befand sich nun in der völligen Einsamkeit des gewaltigen Landes Ägypten.

In Ramir Ghur steckte das Wissen der Jahrtausende. Vor zwei Jahren hatte er gespürt, daß er anders war als die übrigen Menschen.

Ohne etwas gelernt oder sich angelesen zu haben, wußte er über Dinge Bescheid, die längst verschüttet waren. Begraben von der Zeit, verschwunden im Mahlstrom der Geschichte.

Doch er würde sie aufwecken, denn er hatte sich an einen entscheidenden Traum erinnert, der regelmäßig wiederkehrte und ihm ein Ziel vor Augen brachte – eben die Totenstadt.

Dort mußte er hin. Unbedingt und so schnell wie möglich.

Ein kleiner Sandsturm hatte ihn aufgehalten und zwei Tage gekostet. So erreichte er das Felsengebirge erst später und vor allen Dingen bei Dunkelheit.

Der Geländewagen wühlte sich durch den weichen Sand, der manchmal unter den starkprofiligen Reifen regelrecht wegschwamm. Wege gab es nicht mehr, höchstens Pisten, aber auch die verschwanden allmählich, so daß er sich vorkam wie auf einem gewaltigen Tablett, an dessen vorderer Grenze etwas blauschwarz schimmerndes wie eine riesige Mauer in den Nachthimmel raste.

Die Felsenberge waren eine Barriere. Hier kam er mit dem Wagen nicht mehr weiter. Er mußte ihn stehenlassen und seinen Weg zu Fuß fortsetzen. Nahe einer vorspringenden Wand hielt er an und stieg aus.

Der Wind hatte sich abgekühlt. Noch immer jedoch schleuderte er den feinen Sand gegen den Fels, und auch der einsame Mann wurde von den Körnern regelrecht besprüht.

Ramir Ghur trug die Khakikleidung, die ihn am besten vor der Hitze schützte. Jetzt allerdings fing er fast an zu frieren, so kalt war es geworden.

Er nahm eine starke Lampe mit und sicherheitshalber auch einen Pickel. Es konnte durchaus sein, daß er sich den Weg zum Ziel freischlagen mußte. Dann tauchte er ein in die dunklen Schatten der Felsen und bewegte sich direkt auf den alten Friedhof zu.

Plötzlich geschah etwas Seltsames.

Ramir Ghur blieb stehen, weil er den Eindruck hatte, als wäre er nicht zum erstenmal in dieser Gegend.

Ja, er kannte sie genau. Er wußte plötzlich, wohin er zu laufen hatte, als wäre er schon mehrmals an diesem Ort gewesen.

Noch etwas geschah. Es hing möglicherweise mit dem Kreislauf zusammen. Jedenfalls rauschte das Blut durch seine Adern. Sein Gesicht fing an zu brennen, und auch das kannte er.

Mit beiden Händen strich er über die Haut. Hinter seiner Schädeldecke schien sich jemand versteckt zu halten, der ihm durch flüsternde Worte zu verstehen gab, was er tun sollte.

Ramir Ghur hatte das Gefühl, als bestünde er selbst aus zwei Personen.

Zwei in einer!

Er dachte nicht näher darüber nach, denn dieses Phänomen nahm er gern hin.

Die zweite Person bekam die Oberhand. Sie gab ihm die Befehle und Anweisungen, ohne daß er ihre Stimme direkt hörte, aber er wußte genau, wie er seine Schritte zu setzen hatte.

Archäologen und deren Hilfskräfte hatten sehr gute Arbeit geleistet. Das Gräberfeld war von ihnen freigelegt worden. Nur hatte man die alten Grabstätten geschlossen gehalten und nicht nach irgendwelchen Toten oder Mumien gesucht.

Gesehen wurde er von niemanden, als er die Totenstadt betrat.

Nicht einmal Schakale hausten in der Nähe. Er bewegte sich völlig allein durch die freigelegten Gänge und vorbei an den Felswänden, die diese lange Zeit unter dem Wüstenstand begraben gewesen waren.

Fremde Geräusche drangen nicht an seine Ohren. Das Singen des Nachtwindes, das Rieseln von Sand und Staub, alles Laute, an die er sich ebenfalls erinnerte, die ihm überhaupt nicht fremd waren.

Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, dann freute er sich sogar darauf, endlich das Ziel betreten zu können, nach dem es ihn gelüstete. Eine bisher nicht gekannte Sehnsucht hatte ihn an diesen Ort geführt, wo er diejenige Person finden würde, von der die Doppelexistenz in ihm stets berichtet hatte.

Die Göttin!

Plötzlich blieb er stehen. Er wußte genau, daß ein Weitergehen nicht mehr möglich war.

Der Ägypter beugte sich nach vorn und schaute in die Tiefe. Er wußte, daß es eine Treppe geben mußte, nur konnte er sie nicht entdecken. Deshalb schaltete er seine Stableuchte an und strahlte nach rechts und links.

Da sah er die Stufen.

Sie waren in den Felsen geschlagen worden und sahen dabei noch so aus wie vor langer, langer Zeit.

Alles stimmte.

Im nachhinein war er den zahlreichen Helfern dankbar, daß sie ihm

die mühevolle Arbeit der Wiederentdeckung abgenommen hatten.

Ramir Ghur stieg die Stufen hinab.

Sehr vorsichtig, weil sie steil und stellenweise mit rutschigem Sand bedeckt waren.

Ein Geländer existierte nicht. Wer diesen Weg in die Tiefe schritt, tat besser daran, die Arme auszustrecken, um so die Balance zu halten. Der einsame Mann kam sich vor, als würde er in den Schlund eines Vulkans hinabgehen. Es gab kein Licht, nicht ein Schimmer begleitete ihn auf seinem Weg, und selbst die Gestirne hielten sich verborgen.

In manchen Nächten erstrahlte die Wüste regelrecht im kalten Silberlicht des Mondes. In dieser Nacht jedoch war sie blauschwarz – ein gewaltiges Versteck.

Und wieder lauschte Ramir Ghur seiner inneren Stimme, die ihm den genauen Weg angab. Er gehorchte ihr, ließ die Treppe hinter sich und stand vor dem großen Grabmal.

Das war nicht zu fassen. Er lachte leise, schaltete seine Lampe ein.

Der breite Strahl wirkte ungewöhnlich bleich, als er die Finsternis aufriß und auch ein Ziel fand.

Der runde Kegel blieb am Eingang des Grabes kleben. Genau hier wollte Ramir hin.

Und er lachte abermals, als er sich auf den Weg machte, um das Grab zu betreten.

Natürlich war es verschlossen. Aber Ramir wußte auch, daß es eine Möglichkeit gab, es zu öffnen.

Er kannte sie.

Andere hätten tagelang gesucht, doch Ramir Ghur wußte, daß der Mechanismus auch noch nach Jahrtausenden funktionierte. Was seine Vorfahren gebaut und errichtet hatten, das war für die Ewigkeit gedacht.

So trat er an den schweren Eingang heran, blieb noch für einen Moment stehen, um dann die Lampe zu senken, weil er den Boden vor dem Grab ausleuchten wollte.

Staub und Sand hatte der Wind mitgebracht. Mit beiden Händen wühlte Ramir ihn zur Seite.

Er wurde fündig.

Ein Grinsen glitt über die Lippen des Mannes, als er den kleinen Hebel ertastete.

Er wußte ebenfalls, daß er ihn nur zu sich heranzuziehen brauchte, um das Grab zu öffnen, obwohl es bei seinem ersten Besuch offen gewesen war.

Der erste Besuch!

Bei Anubis, wie lange lag das zurück! Er hatte das Gefühl, schon ewig zu leben und mit dem endgültigen Tod zu kokettieren.

Er hatte den Hebel bewegen können, richtete sich wieder auf und

wartete ab.

Abermals dachte der einsame Mann daran, daß er nicht zum erstenmal vor dieser Grabstätte stand. Er war schon einmal hier gewesen, nur nicht als Ramir Ghur, sondern als eine andere Person.

Vielleicht ein reicher Ägypter, ein Krieger, ein Mutiger! Nachts hatte er die Eingebung gehabt, da hatte sich der andere bei ihm gemeldet, oder es war seinem Geist gelungen, zurück in die tiefe Vergangenheit zu fliehen.

Unheimlich klingende Geräusche drangen ihm entgegen. Sie störten seine Gedanken, waren aber ungemein wichtig, denn er sah und hörte, wie sich der Eingang bewegte.

Dieses Tor, dieser Stein – uralt schon, doch mit einem perfekten Mechanismus versehen, dem auch die langen Jahre nichts hatten anhaben können. Über seine Lippen huschte ein Lächeln, doch die Züge erstarrten in einer gewissen Spannung, als die fremden Gedanken in sein Hirn eindrangen und ihm eine Botschaft überbrachten.

›Gleich wirst du dich sehen!‹ Der Mann ballte seine Hände zu Fäusten. So deutlich hatte er die Stimme des Geistführers noch nie vernommen. Sie war so laut gewesen, als stünde er direkt neben ihm. Ramir Ghur drehte sich sogar um. Er schaute nur gegen die Dunkelheit. Sie stand zwischen den Gräbern und Felsen wie eine dicke Wand.

Etwas rann kribbelnd über seine Haut, als würden sich dort tausend Ameisen bewegen. Der andere stand dicht bei ihm. Er wollte sogar nach ihm fassen, und Ramir Ghur bekam den Eindruck, als würde sich jede Körperpore bei ihm öffnen.

Wie auch das Grabmal…

Noch vernahm er das Knirschen. So lange, bis das Tor offen stand und der Ägypter das Grab betreten konnte.

Noch zögerte er.

Obwohl er es so intensiv gesucht hatte und nun am Ziel seiner Wünsche angelangt war, kam es ihm doch unheimlich vor. Aus der offenen Grabstätte wehte ihm der Odem der Jahrtausende entgegen, und er brachte die Botschaft von Tod, Blut und Verwesung mit.

Da lockten die Geister der Meuchelmordopfer. Sie wollten, daß auch er zu ihnen stieß und er schluckte einige Male hart, bis er sich überwunden hatte und einen Fuß über die Schwelle setzte.

Das große Grabmal schluckte ihn. Die Finsternis nahm ihn auf.

Eine Dunkelheit, die dicht wie Watte war und ihn streicheln wollte.

Wenn er ging, knirschte es unter seinen Füßen. Da zerbrachen kleinere Steine, es streiften Spinnweben wie hauchdünne Arme sein Gesicht, und er streckte die Hände vor. Erst jetzt fiel ihm ein, daß er noch die Stableuchte bei sich trug.

Sein Finger, mit dem er den Schalter bewegte, zitterte. Dann stach der Strahl halbhoch in die Leere des Grabs – erwischte die gegenüberliegende Wand.

Davor lagen sie.

Knochen, Staub, einfach menschliche Gebeine. Die Überreste derjenigen, die von einer Frau getötet worden waren.

Einer wunderschönen Frau, die ihren Platz ebenfalls auf dem Boden des Grabmals gefunden hatte.

Phädra war nicht verwest!

Noch immer zeigte der Körper die frühere Schönheit. Sie wirkte so, als hätte sie sich gerade zum Schlafengehen hingelegt und hielt auch die Augen geschlossen.

Neben ihr lag ein Mann.

Er war gekleidet wie ein Soldat aus dem alten Ägypten. Sogar sein Schwert trug er noch bei sich. Auch er mußte tot sein, aber er sah so aus, als würde er schlafen.

Ramir Ghur blieb stehen. Er wollte es kaum glauben, und er hörte die Stimme wieder.

»Der Mann bist du, der da vor dir liegt. Du bist es, und ich bin es. Wir gehören zusammen. Meneris hast du früher geheißen, ich bin Meneris, ich habe einen Körper gefunden, in dem mein Geist sich ausbreiten konnte, nämlich deinen.«

Ramir Ghur hatte die Lippen fest zusammengekniffen. Eigentlich lagen ihm tausend Fragen auf der Zunge, nicht eine wagte er zu stellen, weil die Konfrontation mit dem, was er einmal nur geglaubt hatte und jetzt bewiesen bekam, zu stark war.

»Glaubst du mir nicht?«

»Ja, ich glaube dir.«

»Dann geh hin und nimm die Frau. Ich habe sie damals geliebt, sie hat mich nicht erhört. Sie gab mir den Trank, den auch sie eingenommen hat. Bei ihr wirkt er anders als bei mir. Sie ist die mordende Göttin, und sie lebt.«

»Was soll ich tun?«

»Nimm sie auf deine Arme und führe das fort, was ich oder du vor langer Zeit schon gewollt haben. Sie ist diejenige Person, die du lieben kannst und mußt.«

Er nickte. »Ja, das werde ich. Aber was ist mit dir? Du liegst vor mir…«

»Meine Zeit ist um. Das Grab wurde geöffnet. Schau mich noch einmal an. Behalte in Erinnerung, wie ich ausgesehen habe, denn dieses Bild wirst du nicht mehr zu sehen bekommen…«

Ramir Ghur richtete seinen Blick auf den schlafenden Mann. Der bewegte sich plötzlich. Als hinge er an dünnen Fäden, die jemand zog, so richtete er sich plötzlich auf. Er blieb dabei in einer sitzenden

Stellung, drehte den Kopf und schaute Ramir Ghur an.

Der Ägypter zitterte unter diesem Blick. Seine Gesichtsmuskeln bewegten sich, er wollte etwas sagen, sein Mund war zu. Dieser unheimliche magische Augenblick hatte ihn überwältigt.

Der Fremde war er in einem anderen Leben, und der Fremde winkte noch, als wollte die Vergangenheit die Gegenwart begrüßen.

Der Ankömmling traute sich nicht, nach der Hand zu greifen. Er blieb steif stehen und schaute zu, wie der Körper vor ihm anfing zu zittern und sich veränderte.

Wie im Zeitraffer eines Films verweste und zerfiel die Gestalt des Meneris.

Die Haut trocknete aus, wurde braun, rieselte zu Boden. Dann waren die bleichen Knochen zu sehen, die ebenfalls zusammenknackten. Dieses Knacken hallte in seinen Ohren wider.

Dann sah er, wie die Gestalt auseinanderplatzte.

Da kippte der Schädel, da brachen die Arme, da wurde das gesamte Skelett zu Staub.

Es gab keinen Meneris mehr.

Ramir Ghur fuhr mit der freien Hand durch sein schweißnasses Gesicht. Er verteilte den Staub auf seiner Haut, so daß sie eine graue Schicht bildete.

»Jetzt habe ich nur dich«, sagte der Geist des Toten. »Nur dich. Ich kann in meinen Körper nicht mehr zurück. Du bist die Doppelexistenz, Ramir Ghur, und du wirst das fortführen, wozu ich nicht mehr kam. Kümmere dich um Phädra, ich gönne sie dir.«

»Ja, ja«, sagte er stotternd. »Das mache ich. Das tue ich gern. Phädra ist…«

Er konnte nicht mehr weitersprechen, weil Staub in seiner Kehle saß und sie ausgetrocknet hatte. Rasch lief er auf die am Boden liegende Frau zu.

Eine Person, die mehr als 2000 Jahre alt war und noch kein Zeichen nach Verwesung aufwies.

Er bückte sich, und seine Hände strichen über den langen Mantel aus violettem Stoff, der noch ebenfalls keine Spuren von Auflösung zeigte. Dieses Grabmal hatte die Person auf wundersame Art und Weise konserviert.

Seine Finger berührten die Haut so vorsichtig, als bestünde sie aus dünnem Glas. Und zerbrechlich sah die Frau auch aus. Sie war sehr schlank und wunderschön. Ein reizvolles Wesen mit einem edlen Gesicht, dem die Krone sehr gut stand.

Ramir Ghur hatte die Stablampe an einem Haken am Gürtel befestigt. Er brauchte auch beide Hände, um Phädra, die mordende Göttin hochzuheben. Sie war sehr leicht, lag unbeweglich auf seinen Armen, und er hörte oder sah sie auch nicht atmen.

Die Schutzfunktion des Meneris war erloschen und an ihn übergegangen. Meneris hatte sich damals in die Göttin verliebt, er war sogar für sie in den »Tod« gegangen. Heute spürte er, daß dieses Gefühl zurückkehrte, es füllte ihn regelrecht aus, auch er spürte, daß ihm diese Person sehr viel bedeutete.

Vorsichtig drehte er sich um. Den Weg kannte er im Schlaf. Mit ihr zusammen würde er beschwerlicher werden, doch das nahm er gern in Kauf. Sein Ziel war erreicht.

Aus London hatte man ihn vertrieben, als er den Menschen die Mystik des alten Ägypten nahebringen wollte.

Vergessen hatte er das nicht. Ganz im Gegenteil. Er würde zurückkehren. Diesmal aber mit einer Helferin, die schon damals neun Menschen getötet hatte…

***

Noch in der Nacht war er mit dem Wagen so weit gefahren wie eben möglich. Hinein in die Wüste, über Pisten, die eigentlich keine waren. Als der Morgen dämmerte und er seit einer Stunde den östlichen Kurs hielt, um in die Nähe des Nils zu gelangen, erreichte er eine alte Karawanenstraße, die eine helle Spur durch das Grau der Landschaft zog. Es war auch nicht mehr weit bis zu den ersten Ansiedlungen. Bevor er sie erreichte, füllte er Benzin aus den beiden Reservekanistern nach. Einen dritten ließ er noch voll.

Am frühen Morgen erreichte Ramir Ghur einen verlassenen Wüstenort. Keine Oase, aber nahe der fruchtbaren Uferregion des Nils, wo das Land bebaut werden konnte.

Er fuhr über Bewässerungskanäle hinweg. Primitive Bohlenbrücken erlaubten ihm dies.

Daß es in diesem Ort eine Herberge gab, war ihm auch bekannt.

Auf der Hinfahrt hatte er sich schon angemeldet. Der alte Mann sah den Wagen von weitem kommen und stellte sich vor die Tür.

Ramir winkte ihm zu. Er lenkte den Geländewagen auf den Hof, den helle Mauern vor einer Außeneinsicht schützten.

Der Alte war ihm gefolgt. »Dein Zimmer ist freigehalten worden«, erklärte er.

Ramir nickte. Mit steifen Gliedern kletterte er aus dem Wagen und reckte sich.

»Es war eine lange Fahrt, wie?«

»Ja.«

»Jetzt bist du erschöpft.«

»Sicher, ich will schlafen, aber mich zuvor waschen und…«

»Ich lasse dir Wasser hochbringen.«

»Danke.«

Der Alte verschwand. Das hatte Ramir nur gewollt. Er schaute noch

einmal hoch zum Himmel, der eine blaue Farbe zeigte und von keiner Wolke getrübt wurde.

Die Sonne stand als gleißende Scheibe dort. Es würde wieder sehr warm werden, das kümmerte ihn nicht. Erst gegen Abend wollte er weiterfahren. Ohne daß er gesehen wurde, gelang es ihm, die Göttin in das Zimmer zu schaffen, wo der Trog mit dem Wasser schon bereitstand. Allerdings nicht in seinem Zimmer, sondern nebenan, in einer schmalen Kammer, die als Badezimmer für Gäste diente.

Als Ramir ausgezogen war, erschien der Alte. In der offenen Tür blieb er stehen. »Ist es gut so?«

»Ja.«

»Du bist lange gefahren. Der Sand ist überall.«

»Ich weiß.« Ramir stieg in den Trog. Das Wasser war kühl, es freute ihn. Zwei Haken am Rand hielten eine Schale fest, in der ein dickes Stück Seife lag.

Der Alte zog sich zurück, und Ramir begann damit, sich einzuseifen. Er fühlte sich plötzlich sehr wohl und starrte nach vorn gegen die Wand, die in der oberen Hälfte ein viereckiges Loch aufwies – das Fenster. Auf ihm stand die Sonne und preßte ihre Strahlen gegen den Ausschnitt. Bisher hatte Ramir unter Hochspannung gestanden. Nun, in der Wanne oder im Trog sitzend, fiel diese Spannung von ihm ab. Sie löste sich einfach auf, und er spürte das Gegenteil davon, die Entspannung, vermischt mit einer gewissen Müdigkeit, die lethargisch machte. An den Wänden krochen dunkle Käfer hoch und suchten den Schatten. Er beobachtete die Tiere, unternahm keinen Versuch, sie zu verscheuchen und stellte sich hin, um sich richtig einzuseifen.

Schon sehr bald hatte das Wasser die Farbe der Wüste angenommen. Den Schmutz wusch er sich ab, tauchte wieder unter und reinigte auch sein Haar.

Als er zum zweiten Mal in die Höhe kam, war etwas anders. Er konnte nicht sagen, was sich verändert hatte. Jedenfalls nichts in dem Raum.

Er schaute gegen das Fenster, wo sich kein Gesicht zeigte, doch über seine nassen Schulter glitt ein kühler Hauch. Für ihn ein Beweis, daß jemand die Tür geöffnet hatte und im Raum stand.

Ramir Ghur drehte sich in der Wanne sitzend um.

Er hatte damit gerechnet, den alten oder dessen Helfer zu sehen, der gekommen war, um Wasser nachzuschütten, doch keiner der beiden hatte das schmale Bad betreten.

Vor der Tür stand eine Frau.

Phädra!

Ramir Ghur war so überrascht, daß er zunächst keinen Laut hervorbrachte, geschweige denn, ein Wort sprechen konnte. Er schluckte nur hart, sein Adamsapfel zuckte dabei auf und ab. Um die

Lippen legte sich ein Grinsen, das von Phädra erwidert wurde, allerdings als freundliches Lächeln.

»Du?« hauchte Ramir.

»Ja, ich bin es!«

Sie redete in seiner Sprache und nicht mehr in dem alten Dialekt.

»Ich bin gekommen, zu dir, meinem Retter.« Sie trat dicht an den Trog und legte ihm die Hände auf die nackten Schultern, so daß er eine Gänsehaut bekam.

»Hat dich jemand gesehen?« krächzte er.

»Nein.«

»Das ist gut.«

»Willst du nicht, daß man mich sieht?«

»Es ist nicht unbedingt nötig, Phädra. Wir müssen noch nach London zurück.«

»Wo ist das?«

»Weit weg«, erwiderte er und lachte auf, denn er dachte an die Papiere, die er benötigte. In Kairo lagen sie bei einem Bekannten bereit. Dieser Mann galt als einer der besten Fälscher des Orients. Was er machte, war wasserdicht.

»Du reinigst dich?« fragte sie.

»Das muß ich.«

»Ich will es auch!«

Er setzte sich aufrecht. »Was? Du willst zu mir in die Wanne kommen?«

»Ja.«

»Das ist unmöglich…«

Sie zog sich bereits aus, streifte den Umhang ab, entledigte sich auch des Schmucks, der Krone ebenfalls, zeigte ihr Haar, das von einer blauschwarzen Farbe war, so tief und dicht wie eine Wüstennacht im Hochsommer.

Der Mann konnte sich an ihr nicht satt sehen. Sie trug nur mehr ihr Lächeln auf den Lippen, stieg noch nicht in den wannenähnlichen Trog und legte dafür beide Hände auf den Rand.

»Gefalle ich dir?«

»Sehr sogar.«

»Damals wollte mich Meneris besitzen. Es kam nicht mehr dazu. Du bist er, und er ist du. Deshalb darfst du mich besitzen, am Tag und auch in der Nacht.« Sie bückte sich und hob etwas auf, das auf dem Boden gelegen hatte. Den Gegenstand verbarg sie hinter ihrem Rücken. »Wie gesagt, du darfst mich lieben, und gib dir immer wieder Mühe, Ramir, dann werde ich alles für dich tun. Sollte deine Mühe nachlassen, so denke daran, wie es meinen Liebhabern damals ergangen ist.« Jetzt nahm sie eine Hand hinter dem Rücken hervor.

Hätte der Mann nicht in der Wanne gesessen, wäre er

zurückgesprungen, so schnell stieß Phädra ihre Hand nach vorn. Die Finger umklammerten dabei den alten Obsidiandolch, dessen Klinge etwas gebogen war und leicht grünlich schimmerte.

»Ich habe sie noch«, flüsterte Phädra und brachte ihr Gesicht dicht an die Breitseite der Klinge.

Ramir nickte nur.

»Ich habe ihn noch und ihn nicht vergessen. Auch du kannst dich seiner bedienen. Durch ihn sollen und werden diejenigen sterben, die uns etwas Böses wollen.«

Der Ägypter hatte eine Gänsehaut bekommen, gleichzeitig jedoch dachte er an die Menschen, die auf seiner Todesliste standen.

London sollte im Grauen ersticken!

***

Es regnete!

Aus den tiefen Wolken fielen die langen Wasserschnüre, als wären sie aus Kannen gegossen worden. Eigentlich hätte es um diese Zeit kalt sein müssen, aber dieser Januar spielte auch noch an seinem Ende irgendwie verrückt.

Es war zu warm. Das Ungeziefer wurde deshalb kaum dezimiert und würde im Frühjahr verheerende Schäden in der Natur verursachen.

Regen, dunkle Wolken, düstere Tage.

Das Wetter paßte zu unserer Stimmung. Suko und ich hatten einiges hinter uns, denn in der letzten Zeit war es um ein Mädchen namens Julie Gladstone gegangen, deren Schicksal über die Jahrhunderte hinweg mit einem magischen Knoten verwoben war.

Julie war uns ans Herz gewachsen. Um so schwerer hatte uns ihr Tod getroffen.

Auf der alten Steinbrücke eines kleinen Ortes in Deutschland war sie gestorben und auch dort begraben worden. [1] Die Szene auf der Brücke, als ich das tote Mädchen gehalten hatte, werde ich nie vergessen, sie hatte mir auch gleichzeitig verdeutlicht, wie klein wir manchmal waren, wenn es darum ging, gegen die Mächte der Finsternis anzukämpfen. Oft genug hatten wir gewonnen, das stimmte schon, doch die Niederlagen waren ebenfalls zahlreich. Man konnte unsere Arbeit als ein Auf und Ab bezeichnen, eben wie in einem richtigen Leben.

Julie lag in der kalten Erde nahe eines Flusses, und wir hockten wieder in unserem Büro.

Ich stand am Fenster, hatte die Hände in die Hosentaschen geschoben und wartete eigentlich darauf, zu unserem Chef, Sir James, gerufen zu werden, der allerdings noch unterwegs war. Die vergangene Nacht über hatte er mit bestimmten Leuten konferiert, die sehr an Julie interessiert gewesen waren und sie hatten untersuchen wollen, um

ihre Kräfte gegebenenfalls für militärische Zwecke einzusetzen.

Das hatte ich glücklicherweise verhindern, nur Julie nicht retten können.

Suko kam aus dem Vorzimmer. Er trug ein Tablett, brachte Kaffee und Tee sowie zwei Sandwiches.

»Iß was, John!«

Ich hob die Schultern und setzte mich auf den Schreibtischstuhl.

»Hunger habe ich keinen.«

»Wegen Julie?«

»Genau.«

Suko nahm ebenfalls Platz. »Du darfst dir darüber den Kopf nicht zerbrechen. Wir haben unser Bestes getan. Es sollte eben nicht sein. Die Magie und die Kraft der anderen Seite waren zu stark. Hier, deine Tasse.« Er schob sie mir rüber.

»Sie hätte sich uns mehr anvertrauen sollen.«

»Wie meinst du das denn?«

»Von früher reden. Was ihr in ihren zahlreichen Leben widerfahren war. Und sie hätte uns vor allem Dingen von Janine berichten müssen, die im ersten Leben ihre Schwester gewesen war.«

»Hätte das etwas geändert?«

»Möglicherweise.«

Suko winkte ab. »Das ist doch Unsinn, John. Du steigerst dich da in etwas hinein.«

»Möglich. Mich schmerzt diese Niederlage. Sie kam wie ein Schlag aus heiterem Himmel.«

»Das stimmt allerdings.« Suko biß in sein Sandwich. »Iß auch etwas, John.«

Ich tat ihm den Gefallen und schielte gleichzeitig auf die zahlreichen Akten, die sich angesammelt hatten. Viele Informationen befanden sich darunter. Wir beide waren noch nicht dazu gekommen, den ganzen Papierkram durchzuschauen.

Dieser Tag war eigentlich ideal dafür, obwohl ich lieber zu Hause gesessen und melancholische Musik gehört hätte. »Es ist alles so anders geworden«, sagte ich.

»Wieso?«

»Nun ja. In den letzten Wochen haben wir nichts mehr von Van Akkeren gehört, Von Abbé Bloch, meiner Vergangenheit, den Templern und auch von unseren Freunden Kara und Myxin nichts. Irgendwie komme ich mir abgekapselt vor. Zudem ist der Eiserne Engel ebenfalls verschwunden, vielleicht sogar tot.«

»Dafür haben wir keine Beweise.« Suko nahm einen Schluck Tee.

»Dir geht auch heute alles quer.«

»Stimmt.«

Mein Freund und Kollege deutete auf den Aktenberg. »Wenn du

schon hier hockst und Trübsal bläst, kannst du dich auch darin vertiefen. Wir müssen das Zeug durchackern.«

Ich warf dem Material einen schiefen Blick zu. »Eigentlich hätte Glenda schon vorsortieren können.«

»Willst du ihr den Kram nach Hause bringen? Die sitzt da und kuriert ihre leichte Grippe aus.«

»Die fehlt mir übrigens auch noch.«

Suko winkte ab. »Jetzt bist du auch noch wehleidig.«

»Nein, ich habe nur keine Lust.«

»Ich auch nicht«

»Dann gehe ich mit gutem Beispiel voran und schaue mal in die Akten.« Ich legte den Kopf und maß ab. Die Hälfte wollte ich Suko rüberschieben. »Von oben?« fragte ich.

»Gib schon her.«

Er bekam das Zeug. Diese Akten oder Informationen setzten sich zumeist aus Meldungen über wichtige Ereignisse zusammen, die während unserer Abwesenheit in London und Umgebung passiert waren. Oft genug hatten wir beim Studium der Akten Informationen gefunden, die wir gar verwenden konnten.

Ich hatte den ersten Hefter soeben aufgeschlagen, als das Telefon summte.

Rasch hob ich ab, meldete mich und hörte ein scharfes Atem.

Dann die triumphierende Stimme:

»Ich bin wieder da, Sinclair!«

***

Wo das nördliche London zu einem Wohnviertel und von einer Wasserstraße, dem Grand Union Canal durchzogen wird, lebte in einer Drei-Zimmer-Wohnung in der Grange Street das Ehepaar Helen und Kirk Blyth. Die beiden waren seit gut einem Jahr verheiratet und gehörten zu den Menschen, die sich als Doppelverdiener bezeichnen konnten, aber einen so regelmäßig unregelmäßigen Dienst besaßen, daß sie sich an manchen Tagen nur kurz sahen und oft nur einmal in der Woche.

Kirk Blyth arbeitete als Ingenieur bei den Londoner Wasserwerken. Gearbeitet wurde in drei Schichten, rund um die Uhr.

Seine Frau Helen war Polizistin. Sie lief nicht in Uniform herum, sie gehörte zu der Gruppe junger Frauen, die sich um gestrandete Jugendliche kümmerten und den illegalen Rauschgift-Import unterbinden wollten.

Momentan war die Szene ziemlich ruhig, es gab auch kaum Ärger mit Jugendsekten, so konnte die Truppe Büroarbeit erledigen und sogar pünktlich Feierabend machen.

Wie auch an diesem Tag, als sich Helen Blyth von ihren Kollegen

verabschiedete und ihnen eine ruhige Nacht wünschte.
»Wie wird deine denn werden?«
»Auch ruhig.«
»Ist Kirk nicht da?«
»Genau.«
»Dann kann ich ja kommen«, schlug ihr Kollege grinsend vor und strahlte die blonde Helen mit der kurzgeschnittenen Frisur aus seinen blauen Augen an.
»Nein, danke, du bist mir zu anstrengend.«
»Oh, ich mache Aktion.«
»Das will ich eben nicht.« Helen griff zur dreiviertellangen Windjacke und zog sie über. Die Jacke besaß eine Kapuze, die sie auch brauchte, denn es regnete.
Helens Wagen, ein Fiat Ritmo, parkte in der Nähe. Sie ließ ihn auch dort stehen, denn sie wollte vorher noch einige Lebensmittel im nahen Supermarkt besorgen.
Aus den tiefen Wolken rieselte der Sprüh. Helen hatte die Kapuze übergestreift, ging um zwei Ecken und sah die angeleuchtete Front des Supermarkts.
Um diese Zeit herrschte wieder viel Betrieb, weil die Berufstätigen einkaufen mußten. Wie recht Helen daran getan hatte, ihren Wagen stehenzulassen, erkannte sie daran, daß der Parkplatz vollgestopft war.
Helen betrat den Supermarkt durch den breiten Glaseingang, nahm einen Einkaufswagen und schob ihn vor sich her. Sie hatte sich notiert, was sie kaufen wollte. Wichtig war die Milch, die ihr Mann noch mit zum Dienst nehmen wollte. Helen stellte vier Tüten in den Wagen, blieb gleich an diesem Regal und kaufte auch etwas Quark sowie Butter.
Sie suchte auch noch weiter, beugte sich vor, entdeckte den Fisch in Gläsern und Dosen und rümpfte plötzlich die Nase hoch, weil irgendein widerlicher Gestank sie belästigte.
Faulte hier irgendwas?
Sie schaute in die Truhe hinein, die eine nahezu klinische Sauberkeit aufwies.
Nur – woher stammte der faulige Geruch?
Helen drehte sich nach rechts, weil sich eine andere Kundin an sie herangeschoben hatte.
Die Frau starrte sie an.
Helen tat nichts. Normalerweise hätte sie sich darüber beschwert oder sich kurzerhand abgewendet, jetzt aber blieb sie stehen und sah ebenfalls in das Gesicht der Frau, dessen Züge so ebenmäßig geformt waren wie bei einem Modell.
Die Haut besaß den dunklen Teint der Orientalin, die Augen waren

groß, schön und dunkel. Dieses Gesicht hätte sich Helen auch hinter einem Schleier vorstellen können. Statt dessen trug die Person nicht nur einen dunklen Mantel, sie hatte auch ein schwarzes Tuch um den Kopf geschlungen, das als Motiv goldfarbene, springende Löwen zeigte.

»Bitte…?« fragte Helen. »Kann ich … etwas für Sie tun? Kennen wir uns, oder weshalb starren sie mich so an.«

Die Orientalin bewegte die Lippen. Ihre Worte waren kaum zu verstehen, als sie sagte: »Bald wirst du tot sein…«

»Wie bitte?«

Die Fremde drehte sich um und ging davon. Helen wäre ihr gern nachgelaufen, nur war sie so schockiert und überrascht, daß sie einfach nicht den Mut fand, es zu tun.

Als sie sich gefangen hatte, war die Person bereits im Gewühl des Supermarkts verschwunden. Auch der Geruch drang nicht mehr in Helens Nase. Die Begegnung kam ihr vor wie ein kurzer, böser Traum.

Was hatte die fremde Person gesagt? Bald wirst du tot sein? Helen wollte den Kopf schütteln und darüber lächeln, das schaffte sie einfach nicht. Es mußte am Klang der Stimme gelegen haben. Sie wußte plötzlich, daß diese Person es ernst gemeint hatte.

Aber wer war sie?

Sosehr Helen auch grübelte und überlegte, sie kam zu keinem Resultat. Diese Person hatte sie noch nie zuvor in ihrem Leben gesehen. Weder privat noch beruflich.

»Darf ich mal, Lady?« Ein Mann im Kamelhaarmantel sprach sie an. Er wollte an das Regal, und Mrs. Blyth hatte ihm im Weg gestanden.

»Natürlich, sorry.«

Wie im Traum ging sie weiter und erledigte ihre Einkäufe. Immer wieder durchstreiften ihre Blicke den Supermarkt von der Unbekannten sah sie nichts mehr.

Eine Dreiviertelstunde später schloß sie die Haustür auf und stieg, bepackt mit zwei Tragetaschen, hoch zu ihrer Wohnung in der ersten Etage.

Kirk hatte sie gehört, denn er öffnete die Tür bereits von innen.

»Du kommst spät.«

»Ich war noch einkaufen.«

»Klar, daran habe ich nicht mehr gedacht.« Er nahm ihr die Tüten ab und stellte sie in die Küche.

Helen kam ihm nach. Sie sah sehr nachdenklich aus und blieb am Türrahmen stehen.

»Was hast du?«

»Ich weiß nicht, Kirk. Etwas stimmt nicht. Ich bin im Supermarkt angesprochen worden.«

Er mußte lachen. »Ausgerechnet du, einen Polizisten? Wer hat dich

denn angemacht?«

»Nein, so war das nicht. Zu mir gesellte sich eine Frau, die mir erklärte, daß ich bald sterben würde.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Kirk Blyth lächelte. »Das ist ein Witz. Allerdings ein schlechter.«

Er fing an, die Lebensmittel aus den Tüten zu packen und sie einzuräumen. »Oder nimmst du das ernst, wo du schon einige Warnungen bekommen hast?«

»Diesmal ja.«

»Von der Frau?«

»Ja. Kirk, du kennst mich.« Sie redete jetzt schnell. »Ich lasse mich nicht so einfach ins Bockshorn jagen, diesmal aber war es anders. Die Worte saßen.«

»Und was hast du getan?« Helen breitete die Arme aus. »Nichts, gar nichts. Das ist ja das Schlimme.«

»Hm.« Er hob die Schultern.

»Ich stand wie unter einem Schock, unter Strom, was weiß ich alles. Ich war einfach nicht in der Lage, richtig zu reagieren. Die Frau verschwand dann auch.«

»Hast du sie wieder gesehen?«

»Nein.«

»Dann hat man dich reingelegt.« Kirk winkte ab, er nahm die Sache nicht so wichtig.

»Ich mache jetzt das Essen.«

»Was gibt es denn?«

»Nudeln und eine Soße aus Fleisch und Gewürzen.«

»Das macht wenigstens satt.«

»Begeistert bist du nicht?«

»Ich haue mich vor die Glotze.«

Helen kochte. Aus dem Wohnraum hörte sie das Programm. Als sie ihren Mann bat, den Tisch zu decken, war Kirk eingeschlafen. Sie ließ ihn in Ruhe, da eine lange Nacht vor ihm lag, die er durchwachen mußte. Helen hatte sich während der Zubereitung des Essens zu sehr mit ihrem letzten Erlebnis beschäftigt, so daß die Nudeln zu lange auf dem Herd gestanden hatten.

Ihrem Mann schmeckten sie trotzdem. Kirk war nicht verwöhnt.

Während seines Studiums hatte er sich zumeist von Fish & Chips ernährt und auch einiges an Hamburgern vertilgt.

Das Essen war rasch vorbei, noch eine halbe Stunde hatte Kirk Zeit, dann mußte er weg.

»Kannst du nicht bleiben?« fragte Helen.

Sie saßen sich noch immer am Eßtisch gegenüber. »Ist deine Angst so groß?«

Helen nickte.

»Das geht nicht. Ich kann wirklich nicht bleiben. Es gibt niemanden, der mich vertritt.«

»Schon gut, ich verstehe dich. Ich würde ja auch ins Büro fahren. Klar, du mußt hin.«

Sie brachte ihn noch bis zur Haustür, wo sie sich umschaute und auch die gegenüberliegende Straßenseite absuchte. Die Häuser dort verschwammen im Regen.

Mit einem Kuß verabschiedete sich Kirk. Bis zur Garage hatte er einige Schritte zu laufen. »Soll ich noch mal anrufen?« rief er beim Weggehen.

»Das wäre toll.«

»Ich kann nur keinen Zeitpunkt nennen.«

»Ist egal, ich werde schlecht schlafen.«

»See you…«

Als ihr Mann verschwand, wischte Helen über die Augen. Es war nicht nur Regenwasser, das sich auf ihrem Gesicht verteilte, auch einige Tränen rannen an den Wangen entlang.

Sie ging wieder ins Haus und traf eine Nachbarin. »Ah, Mrs. Blyth, mal wieder allein?«

»Leider.«

»Das kenne ich, mein Mann hatte auch über dreißig Jahre Nachtschicht. Dann wurde er pensioniert und starb zwei Jahre später. Wir haben auch nichts von uns gehabt.«

»Natürlich, Mrs. Gronwell.« Helen lief schnell die Treppe hoch.

Wenn die Witwe einmal anfing zu reden, dann hörte sie so leicht nicht wieder auf.

Die Wohnungstür hatte Helen nicht ins Schloß gezogen. Sie drückte sie auf und bekam eine Gänsehaut, als sie die Wohnung betrat. Plötzlich kamen ihr die Räume vor wie ein großes Gefängnis.

Sie spielte auch mit dem Gedanken, bei einer Freundin zu übernachten, verwarf diesen Plan dann wieder, denn ihr Mann wollte noch anrufen, und sie hatte auch nicht vor, Kirk verrückt zu machen.

Per Fernbedienung stellte sie die Flimmerkiste an und setzte sich davor. Ein Spielfilm lenkte sie etwas von ihren Sorgen ab, weil die Handlung auf einer Komödie basierte.

Direkt darauf konzentrieren konnte sich Helen nicht. Ihre Gedanken drehten sich auch jetzt um die Begegnung im Supermarkt.

Sie dachte noch immer darüber nach, ob ihr diese Person nicht schon vor die Augen gekommen war. Viele ihrer Einsätze hatten im Ausländermilieu gespielt, da gehörten Orientalen praktisch dazu, aber diese Person wäre ihr bestimmt aufgefallen.

Dieses Gesicht, diese eindrucksvollen Augen und dann der widerliche Geruch, der so gar nicht zu ihr passen wollte.

Das Telefon schrillte.

Da es in der Nähe stand, erschrak Helen. Sie sprang auf, als sei sie aus einem Traum gerissen worden. Wer war der Anrufer? Ob die Unbekannte jetzt vielleicht ihre zweite Warnung durchgab?

Helen schluckte und griff nur sehr zögernd zum Hörer. Erst nach dem vierten Läuten nahm sie ab.

»Endlich, Helen, ich dachte schon, es wäre mit dir etwas passiert.«

»Nein, Kirk nein.« Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Sie stellte auch den Ton des Fernsehers leiser. »Es ist eigentlich alles in Ordnung.«

»Du hast also nichts von der Frau gehört?«

»Bisher nicht.«

»Das ist gut.«

Helen schaute auf die Uhr. »Es ist noch ziemlich früh. Weshalb rufst du schon an?«

»Weil ich gleich weg muß. An einem der Außenwerke hat er eine Störung gegeben. Bis der Kram behoben ist, können Stunden vergeben. Ich wollte dir nur noch gute Nacht sagen.«

»Das ist lieb, Kirk.«

»Also, dann bis morgen früh. Schlaf gut und träume nicht von dieser komischen Person.«

»Ich werde mich bemühen, Darling.« Sie hauchte noch einen Kuß gegen die Sprechmuschel und legte auf.

Der Anruf hatte ihr gutgetan, auch wenn es dadurch nicht gelungen war, ihre Bedenken zu zerstreuen.

Sollte sie noch weiter vor der Glotze sitzenbleiben? Helen Blyth schaute in der Programmzeitschrift nach und fand nichts, was sie interessiert hätte. Nur eine Talkshow, aber davon gab es auch mehr als genug.

So beschloß sie, sich hinzulegen, auch wenn es ihr schwerfiel und sie sicherlich so schnell keinen Schlaf finden würde. Das Bad lag neben dem Schlafraum, es besaß allerdings keine Verbindungstür, was Helen als Manko ansah.

Sie stellte sich kurz unter die Dusche und zog frische Nachtwäsche an. Ein langes Winternachthemd, das sie im letzten Ausverkauf erworben hatte.

Ihr fiel ein, daß auf dem Nachttisch noch ein Buch lag. Darin konnte sie weiterlesen.

In Gedanken versunken, öffnete sie die Schlafzimmertür und dachte daran, daß sie jetzt froh wäre, wenn jemand von der Dienststelle anrief und sie zu einem Einsatz holte.

Statt dessen schaltete sie das Licht an, gähnte dabei und vergaß, den Mund zu schließen, so sehr erschrak sie.

Auf ihrem Bett saß jemand.

Es war die Frau aus dem Supermarkt.

Nur hielt sie jetzt einen langen Dolch in der Hand!

***

Helen Blyth rührte sich nicht vom Fleck. Sie konnte einfach nicht, möglicherweise lag es auch am Blick der Unbekannten, der wieder auf sie gerichtet war und sie bannte.

Die Frau sah jetzt anders aus. Sie trug kaum Kleidung. Zwei dünne Metallschalen bedeckten ihre Brüste, die Scham wurde ebenfalls nur knapp verhüllt, aber auf dem Kopf saß ein mit Perlen verzierter Gegenstand, der Helen an eine Krone erinnerte.

Sie trug auch noch anderen Schmuck: Ringe und Reifen an Händen und Armen. Das alles interessierte Helen nur am Rande. Ihr Blick galt einzig und allein dem Gesicht und auch dem gefährlich aussehenden Messer.

»Ich habe dir doch versprochen, daß du noch in dieser Nacht sterben wirst, Helen!«

Sie sprach in einem Singsang. Das Englisch war schlecht zu verstehen, Helen mußte schon sehr genau hinhören.

»Wer bist du?« fragte sie.

»Phädra…«

»Ich kenne dich nicht.«

»Das weiß ich, dennoch habe ich einen Grund, dich zu töten. Komm her, tritt näher.«

Natürlich wollte Helen nicht. Es wäre ja Wahnsinn gewesen, aber da war dieser zwingende Blick, der sogar in ihre Seele zu dringen schien und ihren eigenen Willen außer Kraft setzte.

Gegen ihn konnte sie sich nicht wehren, auch wenn sie es versuchte und den Kopf zur Seite drehen wollte.

Phädra saß auf der Mitte des Doppelbetts im Schneidersitz. Bewegungslos wie eine Statue, ihre Lippen zu einem Lächeln verzogen, die Augen dabei starr und an dunkle Perlen erinnernd.

Den Dolch hielt sie so, daß die Klinge nach oben zeigte und sie an ihr vorbeischauen konnte. Knallhart fixierte sie die junge Frau und flüsterte: »Komm her zu mir!«

Helen wollte nicht, sie ging trotzdem. Bei jedem Schritt wallte ihr langes Nachthemd. Sie kam sich vor wie ein Gespenst. Die Bettdecke zeigte einen gemusterten Bezug. In Grauen und hellen Streifen, sehr modern, sie hatte es als Geschenk zur Hochzeit bekommen.

»Leg dich nieder!«

Helen nickte nur. Die Augen der anderen waren auf einmal übergroß geworden. Sie konnte nicht ermessen, was alles in diesem Blick lag, aber sie ahnte, daß es ungeheuer sein mußte. Ein gewaltiges Wissen der langen Zeit. Da hatte sich ungemein viel angesammelt.

Hart wie ein Brett kam ihr die Matratze vor, als sie sich darauf

niederließ.

Phädra aber war zufrieden. Helen saß so, daß sie angeschaut werden konnte. Sie nahm auch das wissende Lächeln wahr, das auf den Lippen der Orientalin lag.

»Was habe ich dir getan?« hauchte Helen.

»Mir nichts.«

»Was willst du dann von mir?«

»Du hast meinem Geliebten etwas angetan. Du gehörst zu denen, die ihn vertrieben haben aus dieser Stadt. Er mußte fliehen, und so etwas haßt er. Deshalb will er sich rächen. Er kam zu mir, bat mich, an seiner Seite zu bleiben, was ich gern tat, und ihm die Arbeit abzunehmen.«

»Das Töten?«

»Ja, meine Liebe, das Töten. Ich kenne mich aus. Damals, als ich den Trank noch nicht zu mir nahm und mich lebendig begraben ließ, da war ich schon als Mörderin bekannt. Neun Männer brachte ich um. Sie waren mir allesamt verfallen, wurden zu meinen Geliebten, und ich werde diese Serie weiter fortsetzen. Zum erstenmal eine Frau, nämlich dich. Und jetzt leg dich hin, Helen!«

Sie wollte nicht. Wehren, nicht aufgeben, angreifen. Sie kannte Tricks. Man hatte sie einiges auf der Polizeischule gelehrt, doch die alte Macht war stärker.

Helen legte sich nach hinten. Sie hielt die Augen offen und starrte gegen die Decke.

Dann lag ihr Hinterkopf auf dem Kissen, drückte es leicht ein, und genau in diesem Moment erlosch der Blickkontakt zwischen ihr und der Mörderin. Helen sah wieder klar.

Schlagartig kam ihr zu Bewußtsein, in welch einer Gefahr sie schwebte. Sie rollte sich schwungvoll nach rechts, wollte aus dem Bett, doch Phädra war schneller.

Nicht nur der Dolch, auch ihre freie Hand, deren Finger sich in Höhe der Hüfte und im Stoff des Nachthemds verkrallten.

Keuchen, Schreien, das harte Strampeln mit den Beinen. Es nutzte Helen nichts mehr. Phädra war zu stark und schleuderte sie wieder in die alte Stellung zurück.

Für einen winzigen Moment lag Helen auf dem Rücken. Eine nur kurze Zeitspanne, die Phädra ausreichte.

Helen sah plötzlich den hellen Gegenstand vor ihrem Gesicht und spürte ihn dann an ihrer Kehle.

Im nächsten Augenblick war der heiße Schmerz da, dann versank das Zimmer in den Schatten des Todes.

Phädra hatte ihren ersten Auftrag erfüllt!

***

»Ich bin wieder da!«
»Das sehe ich.«
»Ist kein Witz, Suko. Mehr hat der Anrufer nicht zu mir gesagt.«
Mein Freund schob die Akten beiseite. »Und?« fragte er leise.
»Was soll das?«
»Weiß ich auch nicht.«
»Konntest du nachfragen?«
Ich schob mich mitsamt Stuhl zurück. »Nein, er hat sofort aufgelegt.«
»Die Stimme hast du auch nicht erkannt?«
»So ist es.«
»Ham.« Suko holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Da kann ich dir auch nicht raten.«
»Ein Scherz?«
Mein Freund zwinkerte mir zu. »Kennst du einen, John, der mit uns Scherze treibt?«
»Kaum.«
»Eben. Dann nimm den Anruf ernst.«
»Nur müssen wir uns überlegen, wer der Knabe wohl gewesen sein könnte.«
»Wie klang denn seine Stimme?«
»Er sprach englisch. Vielleicht mit einem fremdländischen Akzent, das konnte ich nicht so rasch herausfinden.«
»Gehst du denn davon aus?«
»Mal sehen.« Ich atmete tief durch. »Jedenfalls ist jemand zurückgekehrt, der uns mal entwischt ist.«
Suko grinste etwas überheblich. »Gibt es davon denn sehr viele?«
Ich lachte ihn an. »Mehr als uns lieb sein kann, Alter. Wenn wir mal genauer nachdenken würden…«
»Das laß lieber. Ich sehe das anders.«
»Und wie?«
»Der Knabe wird sich bestimmt noch einmal melden. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Van Akkeren spricht auch kein lupenreines Englisch.«
Suko schüttelte den Kopf. »Der hat solche Mätzchen nicht nötig. Wenn van Akkeren etwas will, dann schlägt er mit einem Paukenschlag zu und macht nicht so ein Theater.«
»Da hast du recht.«
Suko lachte, weil er sah, daß ich unser Telefon anstarrte. »Willst du den Anrufer hypnotisieren?«
»So ähnlich.«
Da meldete sich der Apparat, und Suko bekam große Augen. Ich nickte dem Inspektor zu, hob ab und rechnete eigentlich damit, die Stimme des Unbekannten zu hören. Es war jedoch der Kollege unten vom Empfang, er wollte uns einen Besucher melden.

»Wer ist es denn?«
»Inspektor Cliff Morris.«
»Ein Kollege?«
»Ja.«
»Muß ich ihn kennen?«
»Sicher, er sagte mir, daß er mit Ihnen zusammengearbeitet…«
Die Stimme versiegte, dafür hörte ich eine andere. »Sinclair, sind Sie es?«
»Wer sonst?«
»Ich bin Cliff Morris. Erinnern Sie sich? Vor etwas mehr als einem halben Jahr bat ich Sie um Hilfe bei diesem…«
»Guru, nicht?«
»Genau.«
»Klar, jetzt ist der Penny gefallen. Gibt es irgendwelche Probleme, Mr. Morris?«
»Und wie!«
»Dann kommen Sie hoch.« Ich erklärte ihm, wo wir saßen.
»Bis gleich.«
Suko nickte mir zu, als ich den Hörer auflegte. »Cliff Morris also, der Idealist.«
»Genau.«
»Was will er?«
»Er scheint Ärger zu haben.«
»Mit wem?«
Ich hob die Schultern, und plötzlich klickte es bei mir. Ich bekam einen anderen Gesichtsausdruck, der auch Suko auffiel. »Jetzt schaust du blöde aus der Wäsche, John.«
»Mag sein, aber mir ist da gerade etwas eingefallen.«
»Und was?«
»Es ist vielleicht ein Hirngespinst, doch der Guru damals ist uns entkommen. Es kann doch durchaus sein, daß er uns vorhin angerufen hat – oder nicht?«
»Stimmt.« Suko lehnte sich zurück. »Und der Besuch des Inspektors. Das paßt zusammen.«
»Meine ich auch.«
Suko packte die Akten zur Seite. »Jetzt bin ich aber gespannt«, sagte er.
Es klopfte gegen die Verbindungstür. Nach unserem »Come in« wurde geöffnet, und Cliff Morris betrat unser Büro. Er trug noch immer seine Jeans, nur diesmal ein dickes Jackett und einen Pullover darunter. Die Dienstwaffe steckte an der linken Seite im Gürtel. Sein jungenhaftes Gesicht unter dem rötlichblonden Haar zeigte einen verbissenen Ausdruck, die Augen waren rot. Er sah übernächtigt aus.
»Ich glaube, Sie brauchen einen Kaffee, Cliff«, sagte ich.

»Ja, der ist wichtig.«
Ich ging ins Vorzimmer, wo sich noch Kaffee in der Warmhaltekanne befand. Eine Tasse fand ich auch, ebenso Milch und Zucker.
»Ist ja wie im Hotel«, sagte der Kollege, als ich ihn bediente.
»Aber nur fast.«
Morris trank die Tasse zur Hälfte leer, holte eine Schachtel mit selbstgedrehten Zigaretten hervor und zündete sich das mit schwarzem Tabak gefüllte Stäbchen an. »Eigentlich habe ich mir das Rauchen ja abgewöhnt, aber jetzt…«
»Was ist geschehen?«
»Ein Mord. Ein verdammter, brutaler Mord.«
»Wer ist das Opfer?«
»Helen Blyth.«
»Kennen wir nicht.« Suko sprach für mich mit.
»Sergeant Helen Blyth. Eine Kollegin. Man hat sie in der vergangenen Nacht getötet. Verstehen Sie nun?«
Wir mußten unseren Schreck und die Abscheu zunächst einmal überwinden, um wieder klar und logisch denken zu können.
Suko übernahm das Wort. »Wie sollen wir verstehen, Mr. Morris?«
»Es war wie damals, als wir den Guru jagten. Da hat es auch zwei Tote gegeben, die auf fast die gleiche Art umgebracht wurden. Ritualmorde. Dahinter stand Ramir Ghur.«
»Der uns entwischt ist.«
»Richtig, Suko.« Morris nickte. »Aber jetzt ist er wieder da. Er muß einfach wieder hier in London sein.«
»Haben Sie Beweise?« fragte ich.
»Ist der Tod unserer Kollegin nicht Beweis genug?«
»Das ist eben die Frage, Mr. Morris. Dahinter kann jemand anderer stecken als dieser Guru.«
»Nein.« Morris schüttelte den Kopf. »Ich bin fest davon überzeugt, daß er hier ist.«
»Was macht Sie so sicher?«
»Er rief bei mir an. Ich konnte mich noch sehr gut an seine Stimme erinnern. Und er sagte nur: Ich bin wieder da. Das war alles, meine Herren. Ich bin wieder da!«
»Wie bei uns!«
»Was?« Morris schaute Suko aus großen Augen an. »Hat der bei Ihnen auch angerufen?«
»Vor nicht mal einer halben Stunde«, sprach ich weiter. »Ich nahm den Anruf entgegen, wußte leider nicht, wer da gesprochen hatte, denn er hat sich nicht mit Namen gemeldet.«
»Das ist ein Ding.«
»Also will er uns auch an den Kragen«, folgte ich. »Wahrscheinlich all denjenigen, die ihn damals gejagt haben. Oder sehen Sie das anders,

Mr. Morris?«

»Nein, ganz sicher nicht.« Morris drückte seine Zigarette aus.

»Wir waren damals zu sechst: vier Männer, zwei Frauen. Eine davon ist getötet worden. Fünf stehen noch auf seiner Liste.«

»Und wir beide«, sagte Suko.

»Natürlich.«

»Er hat sich viel vorgenommen, meine ich.« Suko streckte die Beine aus. »Eigentlich zu viel. Oder sehe ich das falsch?«

»Ich kenne ihn nicht«, sagte Morris. »Oder nicht gut genug«, schränkte er ein.

»Jedenfalls ist er gefährlich«, sagte Suko. »Und wir sollten uns etwas einfallen lassen.«

»Wie sieht es mit Zeugen aus?« erkundigte ich mich. »Ist der Killer eventuell gesehen worden?«

»Nein. Wir haben im Haus nachgefragt, aber keine positive Antwort bekommen. Er muß wie ein Phantom gekommen und auch ebenso verschwunden sein.«

»Welche Maßnahmen haben Sie getroffen? Lassen Sie die gefährdeten Kollegen überwachen?«

»Das wollen sie nicht. Alle sind der Meinung, daß eine erkannte Gefahr nur eine halbe ist.«

Ich nickte. »Davon würden wir auch ausgehen. Ich bin jedenfalls froh, daß sie uns gewarnt haben.«

»Das war selbstverständlich. Der Hundesohn meint es ernst. Wir müssen ihn kriegen, bevor er noch mehr Unheil anrichtet.«

»Leider wissen wir nicht, wen er als nächsten auf seine Liste gesetzt hat«, murmelte Suko. »Ich würde mich direkt freuen, wenn er bei uns beginnt.«

Morris winkte ab. »Hoffentlich unterschätzen Sie ihn nicht.«

»Kaum.«

»Jedenfalls wollte ich Ihnen Bescheid geben und hoffe natürlich, daß wir auch in Verbindung bleiben.«

»Das ist auch unsere Meinung.«

Wir reichten Morris die Hand und ließen ihn gehen.

Suko setzte sich wieder. »Mein lieber Schwan, da kommt etwas auf uns zu.« Er gab ein bitteres Lachen von sich. »Dieser Guru, wer hätte damit gerechnet. Du etwa, John?«

»Nein.«

»Hast du vielleicht einen Plan?«

Ich legte die Stirn in Falten. »Überhaupt noch nicht. Wir wissen nicht, wo er wohnt, wo er sich aufhalten könnte, so daß wir keine Fahndung nach ihm einleiten können.«

»Also lassen wir ihn kommen.«

»Genau.« Mein Gesicht wurde hart. »Gegen Typen, die anderen

Menschen die Kehle durchschneiden, hatte ich schon immer etwas mehr als gegen andere Mörder…«

***

Inspektor Cliff Morris hatte seinen Dienstwagen so geparkt, wie man es eigentlich nicht sollte, aber es war kein anderer Platz frei gewesen, und so stand er eben auf dem Gehsteig, was einem Ordnungshüter nicht gefallen hatte, denn hinter dem linken Scheibenwischer klemmte ein »Knöllchen«.

»Scheiße«, murmelte der Inspektor, steckte das Ding ein und war gleichzeitig froh, daß sein Wagen nicht angekrallt worden war, denn so versuchte man seit einiger Zeit, die Falschparker aus der Londoner City zu vertreiben.

Morris öffnete die rechte Tür, wollte einsteigen, als er die Bewegung auf dem Beifahrersitz sah.

Dort richtete sich eine Person auf, die zuvor geduckt zwischen Konsole und Sitz gehockt hatte.

Völlig perplex starrte Morris die Frau mit dem dunklen Kopftuch, das von goldenen Motiven geziert wurde, an. »Was machen Sie in meinem Wagen? Wie kommen Sie da hinein? Haben Sie die Tür aufgebrochen?«

Die Frau – sie war eine orientalische Schönheit – lächelte lockend und starrte Morris an. »Wollen Sie nicht in den Wagen steigen und mit mir losfahren?«

»Ich denke nicht daran. Ich…«

Er sah den Blick, er sah die Augen, und er sah auch die Botschaft darin. »Okay«, erwiderte er, »ist schon gut.«

»Warum nicht gleich so?«

Cliff Morris stieg in seinen Wagen. Innerlich schalt er sich einen Narren, er hatte schließlich andere Aufgaben zu erledigen, aber diese Person übte einen Druck und einen Zwang auf ihn aus, der ihm schon unheimlich war.

Er schloß die Tür. Das Geräusch kam ihm so endgültig vor. Wie das Zuklappen eines Sargdeckels.

Seltsam, welche Gedanken man haben kann, dachte er.

»Wohin soll ich fahren?«

»Bis auf den nächsten Parkplatz.«

»Und dann?«

»Nichts dann. Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten.«

Er startete und schüttelte gleichzeitig den Kopf. »Wir kennen uns nicht, Madam. Ich weiß nicht, aus welch einem Grund ich mich mit Ihnen unterhalten sollte?«

»Sie sind Cliff Morris, ein Polizist?«

»Ja.«

»Und ich heiße Phädra.«

Morris reihte sich in den Verkehrsfluß ein. »Wirklich, das ist ein außergewöhnlicher Name, den ich bisher noch nicht gehört habe. Was kann ich also für Sie tun, Phädra?«

»Fahren Sie weiter.«

»Daß ich noch etwas anderes zu tun haben könnte, darauf wären Sie wohl nicht gekommen – oder?«

»Doch, ich weiß. Sie müssen einen Mord aufklären.«

»Sehr richtig, an einer Kollegin.« Morris mußte vor einer Ampel stoppen.

»Es ist schade um sie.«

»Wieso? Kannten Sie Helen?«

»Sehr gut sogar.«

»Ach nein.« Morris spürte, wie der Bann dieser Frau allmählich brach. Er verwünschte gleichzeitig die Ampel, die umgesprungen war. Jetzt hätte er gern länger im Wagen gesessen und sich mit der ungewöhnlichen Person unterhalten.

»Doch, ich kannte sie.« Phädra lehnte sich zurück. »Ich kenne all Ihre Kollegen, die gesamte Mannschaft, so sagt man doch.«

»Das stimmt.«

»Und man hat Ihre Kollegin getötet. Ist das auch richtig?«

Cliff Morris zuckte zusammen, als hätte er einen Peitschenschlag bekommen. Ihm wurde gesagt, daß er weiterfahren sollte, was er auch tat. Sie waren in die Victoria Street eingebogen und fuhren in Richtung Westen, also weg von der Themse.

Die Straße war ziemlich breit, mußte jedoch auch eine Menge Verkehr aufnehmen.

»Woher wissen Sie das alles?« erkundigte er sich.

»Das sage ich Ihnen später.«

»Helen Blyth wurde ermordet«, murmelte der Polizist. »Jemand hat sie mit einem Dolch oder einem Messer getötet…«

»Vielleicht mit dem hier?« Unbeobachtet war es Phädra gelungen, ihren Obsidiandolch zu ziehen. Sie hielt ihn an der Hand, und Morris schaute nach links.

Das Blut wischte aus seinem Gesicht. Er schaute hoch und sah wieder in die Augen der Frau.

Auf der Stelle erlosch sein eigener Wille. Jetzt befand er sich wieder voll und ganz unter ihrem Bann.

»Weiterfahren und aufpassen, Polizist!«

»Ja, natürlich!«

Sie würden bald den großen Kreisel am Victoria Square erreichen, in dessen Nähe sich auch Londons größter Bahnhof, die Victoria-Station, befand. Nördlich davon lag, umschlossen von einem Park, Buckingham Palace.

Etwas jedoch war anders bei ihm geworden. Die Nachricht vom Tode seiner Kollegin hatte ihm einen tiefen Schock versetzt. Gedanklich hatte er sich in den letzten Stunden nur mit diesem Fall beschäftigt. Und plötzlich wurde er mit einer Person konfrontiert, die dank ihrer geistigen Kräfte Macht über andere Menschen besitzen konnte. Sie mußte eigentlich mit jedem ein leichtes Spiel haben.

Bei Morris war es etwas anders. Er war innerlich zu aufgewühlt.

Die Kraft ihres Blickes traf ihn nicht so stark. In seiner Brust kämpfen zwei Seelen, was sich auch äußerlich bemerkbar machte, denn er fing an zu schwitzen..

Phädra spürte es. Sie merkte genau, wie ihm diese Person zu entgleiten drohte.

Deshalb mußte sie etwas tun.

Zunächst sprach Morris. »Sie also«, sagte er. »Sie wissen über den Mord Bescheid. Sie besitzen vielleicht sogar das verdammte Killermesser oder sind selbst…«

»Ich war es. Ja, ja, ja…«

Dann tat sie es wieder. Cliff Morris sah die Klinge noch vor seinem Gesicht tanzen und bekam auch mit, wie sie nach unten gezogen wurde. Er hatte keine Chance.

Blutüberströmt sank er zusammen. Sein Fuß rutschte von den Pedalen, der Wagen machte sich selbständig, und Phädra ahnte, daß sie einen Fehler gemacht hatte.

Das Fahrzeug bekam einen Drall nach rechts. Er fuhr quer über die Straße, hinein in den Gegenverkehr. Da nutzte kein Hupen, auch kein Bremsen, und der hohe Bus konnte überhaupt nicht mehr ausweichen.

Der Wagen des Toten rollte gegen die linke Flanke des roten Busses. Das dumpfe Krachen, das Reißen des Blechs, das Splittern des Glases, all dies vermischte sich mit den lauten Schreien der Zeugen, die etwas gesehen hatten und auch noch mehr sahen, denn aus dem Unfallwagen sprang von der Beifahrerseite her eine Frau.

Sie war schnell, schien unter Schock zu stehen, denn sie rannte weg wie ein Wiesel und hetzte auf den Eingang der sich in der Nähe befindlichen U-Bahn-Station zu.

Der Busfahrer erreichte den Wagen als erster. Es gelang ihm unter Mühen, die verklemmte Fahrertür aufzuziehen. Was er sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln.

Der Fahrer war noch angeschnallt und zur Seite gesunken. Durch den Aufprall konnte er nicht gestorben sein, denn wo der Busfahrer auch hinschaute, sah er Blut…

***

Suko und ich standen keuchend an der Unfallstelle. Wir waren gerannt, denn es hatte sich blitzschnell auch bis zu uns

durchgesprochen, was geschehen war.
Cliff Morris lebte nicht mehr. Er war ebenfalls auf eine furchtbare Art und Weise ums Leben gekommen. Ich tauchte mit bleichem Gesicht wieder aus dem Innern des Dienstwagens, griff zu den Zigaretten und zündete ein Stäbchen an.
»Der Guru«, flüsterte Suko. »Verdammt auch. Dieser Hundesohn dreht durch.«
»Und er hat Morris erwischt.«
»Wie meinst du das?«
Ich trat einen Schritt zur Seite und stand im Schatten des Busses, außerdem nicht mehr den Kollegen im Weg. Uniformierte waren dabei, den Verkehr umzuleiten. Es hatte auch schon die ersten größeren Staus gegeben, und aus dem düsteren Himmel rieselte es noch immer.
»Wie ich das meine? Ganz einfach. Cliff Morris hat ebenso gewußt, was möglicherweise auf ihn zukommt, wie wir auch. Er hätte sich doch wehren können, verdammt.«
»Das stimmt.«
»Weshalb hat er es nicht getan?«
»Keine Ahnung.«
»Das müssen wir aber herausfinden. Dann interessiert mich, ob der Mörder im Auto gesessen hat oder nicht. Wie und wann ist er zugestiegen? Alles Fragen, auf die es eine Antwort geben muß.«
»Meine ich auch. Was ist mit den Zeugen?«
»Die werden wir uns vornehmen.«
Der ermittelnde Beamte war ein Kollege vom Yard. Er hatte nicht nur den Busfahrer als Zeugen zur Verfügung, auch zwei andere Personen. Eine davon war weiblich.
Ich hörte, wie die Frau berichtete. Sie trug einen braunen Mantel und ein Tuch aus Plastik über ihrem Kopf. »Ich habe doch genau gesehen, wie es geschehen ist!« rief sie laut. »Ehrlich. Der Wagen fuhr in den Bus, dann ist jemand ausgestiegen und weggelaufen.«
»Wer?« fragte ich.
»Das habe ich schon gesagt.« Die Frau schaute mich fast widerwillig an.
»Können Sie es trotzdem wiederholen, Madam?«
Meine Freundlichkeit schien sie beeindruckt zu haben, denn sie gab mir die Antwort. »Ja, es war eine Frau, wissen Sie? Den Wagen hat eine Frau verlassen!«
Ich starrte zum Himmel. »Sie sind sich hundertprozentig sicher?«
»Ja, ich kann mich auf meine Augen verlassen. Es war eine Frau.«
»Okay. Wissen Sie auch, wo diese Person hingelaufen ist, Madam?«
»Natürlich.«
Sie hatte die Antwort mit einer so großen Selbstverständlichkeit

gegeben, daß ich stutzig wurde. »Wohin denn?«
»Zur U-Bahn!«
»Gut, und wie sah sie aus?«
Wir bekamen eine Beschreibung, mit der wir etwas anfangen konnten. Nicht, weil sie einen dunklen Mantel getragen hatte, das Kopftuch mit der schwarzen Grundfarbe und den goldenen Ornamenten war viel auffallender. »Daran erinnern Sie sich genau, Madam?«
»Klar. So etwas fällt auf. Als sie lief, da glänzte es sogar noch im Regen.«
»Ich danke Ihnen. Sie haben uns sehr geholfen, Madam.«
»Na ja.« Jetzt hob sie die Schultern und tat etwas verlegen, während Suko sich schon an mich wandte und den gleichen Gedanken hatte wie ich. »Zur U-Bahn?«
»Genau.«
»Dann los!«
Bis zum Eingang war es nicht mehr als ein Katzensprung. Wir liefen rasch die Treppe hinunter, denn die Aussage der Zeugin konnte eine große Chance sein.
Seit dem großen Brand in einer U-Bahn-Station war das Rauchen dort verboten worden. Damit sich die Fahrgäste auch daran hielten, hatte man einige Beamte in jeder Station abgestellt, die diese Maßnahme überprüften. Die Leute taten mit sehr wachen Augen ihren Dienst. Deshalb konnte es durchaus möglich sein, daß ihnen die Person mit dem außergewöhnlichen Kopftuch aufgefallen war.
Die Stoßzeiten waren glücklicherweise vorbei. Am Morgen und am frühen Abend drängten sich die Fahrgäste. Gegen Mittag war es relativ ruhig, so daß wir einen guten Überblick bekamen.
Londoner U-Bahnschächte sind keine Kunstwerke, da muß man schon nach Moskau fahren, aber sie sind enger und demnach auch übersichtlicher. Einer der Überwachungsbeamten stand nahe der Treppe. Ein hochgewachsener, noch junger Mann mit blonden Haaren.
»Sie wünschen?« fragte er, als wir uns vor ihm aufbauten.
Ich zeigte ihm meinen Ausweis und stellte die Frage, die mir auf dem Herzen lag.
Er hörte genau zu, überlegte, drückte dabei seinen Finger gegen das Nasenbein und nickte. »Ja, diese Person habe ich gesehen. Sie kam die Treppe hinabgerannt, denn sie hatte es sehr eilig, als wollte sie noch die Bahn erwischen.«
»Hat sie das auch?« fragte Suko.
»Ich weiß nicht.«
»Wer könnte es wissen?«
»Vielleicht ein Kollege.«
»Bringen Sie uns zu ihm.«

»Sir, ich darf meinen Platz hier nicht verlassen. Sie brauchen nur geradeaus zu gehen, dann werden Sie ihn finden. Er steht dort, wo die Züge einlaufen und…«

»Schon gut, schon gut.«

Wir ließen ihn stehen und beeilten uns. Lässig flankten wir über die Sperren, wobei ich mich im stillen fragte, ob die Mörderin auch ein Ticket gelöst hatte. Dabei ging ich davon aus, daß diese unbekannte Frau den Kollegen Cliff Morris getötet hatte.

Wir fanden den zweiten Aufpasser und stellten ihm die gleiche Frage. Er war ein Mann mit scharfem Blick, wie er uns erklärte, und er nickte dabei.

»Ja, die Frau ist mir aufgefallen. Ihr Kopftuch, wissen Sie?«

»Wo war das?«

»Hier auf dem Bahnsteig.«

»Ist sie in einen Zug gestiegen?«

»Kann ich nicht sagen. Sir. Ich hatte keinen Grund, mißtrauisch ihr gegenüber zu sein.«

»Danke.«

Suko hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob es was bringt, John, wenn wir hier die Bahnsteige absuchen…«

»Willst du wieder gehen?«

»Sicher. Durch einen zweiten Ein- oder Ausgang, den die Frau sicherlich auch genommen hat.«

»Das ist möglich.«

Suko schielte mich an. »Wenn ich dich so reden höre, könnte ich mir vorstellen, daß du hier unten bleiben willst?«

»Das hatte ich vor.«

Mein Freund dachte nach. »Okay, vielleicht hast du Glück. Ich möglicherweise auch, denn ich möchte die unmittelbare Umgebung in der Oberwelt absuchen. Kann ja sein, daß sie noch lauert.« Er grinste scharf. »Auch wir stehen auf der Liste.«

»Des Gurus – ja.«

»Er wird sich eben eine Helferin geholt haben, kann ich mir vorstellen.«

»Einfach so?«

»Was willst du? Er hatte Zeit genug.«

»Also gut, teilen wir uns die Aufgabe. Du schaust dich oben um, ich bleibe hier unten.«

Suko lächelte knapp. »Viel Spaß dann. Wo treffen wir uns wieder?«

»Im Büro.«

»Uhrzeit?«

»In einer Stunde?«

»Abgemacht.«

Suko verschwand. Ich will nicht sagen, daß es mir nicht recht war,

aber ich war mir auch nicht sicher, ob ich mich richtig verhielt, wenn ich hier unten wartete.

Hätte ich den Mord begangen, wäre ich so schnell wie möglich geflohen, und zwar weit weg.

Victoria-Station ist ein großer Verkehrsknotenpunkt.

Der Reihe nach suchte ich die verschiedenen Ebenen ab, sprach auch mit anderen Bewachern und stellte fest, daß sie unten nicht mehr gesehen worden war.

Also wieder zurück.

Kaum war ich aufgetaucht, als einer der Aufpasser winkend auf mich zulief. Es war der junge Mann. Er schwitzte vor Aufregung, als er vor mir stand. »Sir, sie ist noch da!«

»Die Frau?«

»Ja. Ich habe sie gesehen. Sie… sie muß erst jetzt ein Ticket gelöst haben. Ich sah sie mit einem Kind sprechen und ihm etwas geben. Der Junge kam dann zurück und hat ihr etwas in die Hand gedrückt. Vielleicht war es das Ticket.«

»Wo steht die Person jetzt?«

»Gegenüber, auf dem…«

»Mann, Sie sind klasse – danke.« Ich schlug ihm auf die Schulter und rannte bereits los. Dabei tat ich etwas Verbotenes. Ich überquerte die Gleise, auch ein trennendes Mittelgitter und stand auf dem anderen Bahnsteig.

Hier schaute ich mich um und mischte mich rasch unter die Fahrgäste, damit ich nicht weiter auffiel.

Die Frau mit dem Kopftuch. Verdammt, wer eine so auffällige Bekleidung trug, konnte nicht zu übersehen sein.

Ich hielt mich dicht an der mit Plakaten beklebten Wand. Davor standen Sitzbänke. Die meisten waren dreckverschmiert und von Herumtreibern besetzt.

Mich machte man an, wollte Geld, Alkohol, streckte mir schmutzige Schuhe entgegen, die ich kurzerhand überstieg.

Auf einmal entdeckte ich sie.

Nicht einmal weit entfernt, nur eben am dunklen Ende des Bahnsteigs. Wie die anderen Fahrgäste, so schien auch sie auf einen Zug zu warten.

Sie trug einen langen Wintermantel und tatsächlich das Kopftuch um ihre Haare geschlungen. Selbst in der Dunkelheit sah ich die goldenen Motive schimmern.

Kannte sie mich?

Ich wußte es nicht, denn sie war mir persönlich nicht bekannt. Ich sah sie zum erstenmal.

Wenn sie allerdings die Mörderin gewesen war, dann mußte sie die Personen, die auf der Liste des Gurus standen, sicherlich vom Foto her

kennen, und dazu zählte ich leider auch.

Ich bewegte mich auf sie zu, ging auch nicht den direkten Weg, sondern blieb noch hinter ihr im Schatten der Wand. Etwa eine Armlänge von ihr entfernt stoppte ich meinen Schritt.

Wenn wir nach links schauten, konnten wir in das dunkle Loch des Tunnels sehen.

Sie tat es nicht, ich wohl, und ich sah über ihren Kopf hinweg. Dafür blickte die Frau nach rechts. Sie hatte wohl bemerkt, daß sich jemand zu ihr gestellt hatte.

Ich senkte den Kopf, schaute in ihr Gesicht, das sehr schmal war, aber ungemein edel wirkte. Dabei lächelte ich sie an.

Erkannte sie mich? Würde sie möglicherweise so reagieren, wie sie es bei Cliff Morris getan hatte? Ob sie eine Waffe trug, konnte ich nicht erkennen. Der Mantel war erstens sehr lang und zweitens sehr weit geschnitten. Sie konnte darunter einige verbergen.

Mein Lächeln irritierte sie wohl, denn sie drehte den Kopf wieder in die andere Richtung.

Ich behielt sie trotzdem im Auge. Die Haut auf ihrer Stirn legte sich in Falten, auch die Wangen zuckten. Ihr mußten Gedanken durch den Kopf gehen, die…

Plötzlich schaute sie mich direkt an.

Ich erschrak regelrecht, als ich ihren Blick sah, denn nun hatte sie die Augen direkt auf mich gerichtet.

Große Ovale, die vorherrschend waren, die mir plötzlich vorkamen wie zwei Seen oder Magnete, die nach mir griffen und mich zu sich heranzogen.

Augen, die stimmten, die hypnotisierten.

Auch mich!

Ich schwamm. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, nicht mehr auf dem Boden zu stehen, sondern darüber zu schweben. Die Umgebung versank zwar nicht, aber ich vernahm die Geräusche doch sehr gedämpft, als würden sie erst einmal gefiltert.

»Du bist freiwillig gekommen?« fragte sie.

»Ja.«

»Dann hast du mich gesucht?«

»Es stimmt.«

Sie lächelte. Dabei vergrößerten sich sogar ihre Augen. »Das ist wunderbar, denn auch ich habe dich gesucht. Du stehst als dritter auf meiner Liste.«

»Willst du mich auch töten?«

»Deshalb bin ich aus meinem Grab gestiegen. Ich habe sehr lange warten müssen, mehrere Tausend Jahre, aber jetzt hat mich Ramir Ghur wieder geholt. Er ist mein letzter Geliebter gewesen – damals…«

»Der Guru war dein Geliebter?«

»Er hieß damals Meneris, und er wollte es werden, aber er hat es nicht ganz geschafft. Ich überredete ihn dazu, den Trank zu sich zu nehmen, was er auch tat. Kurz nur war er glücklich, dann starb er, aber sein Geist lebte weiter. So lange, bis er einen neuen Körper gefunden hat. Das war Ramir Ghur, der Ägypter, der die alten Lehren verbreiten wollte und seine Diener suchte. Und der Geist des Meneris führte ihn zu mir. Ich bin ihm dankbar, weil er mich befreit hat. Deshalb stehe ich auf seiner Seite und versuche, ihn bei seiner Rache zu unterstützen. Alle, die ihn damals gejagt haben, werden an die Reihe kommen. Danach ist der Weg frei, um neue Diener zu suchen.«

Ich machte ein wenig Gymnastik, um die Benommenheit abzuschütteln. Kurz darauf faßte sie mich an. Es war ein harter Griff, der mein Handgelenk umspannte.

Die kalten Finger wirkten wie eine Klammer. Rechts von mir lief der Zug ein. Ich vernahm das Brausen und Rattern der Räder, hörte auch das Zischen der Luftdruckbremsen, bekam auch mit, wie sich die Türen öffneten, Menschen ein- und ausstiegen und an uns vorbeihasteten.

Niemand gönnte uns einen Blick.

»Hier unten wirst du dein Grab finden«, erklärte sie mir. »Jetzt brauche ich nicht mehr zu dir oder diesem Fremden zu fahren, der neben dir wohnt. Ich werde dich hier erledigen…«

Ich hätte eigentlich widersprechen und auch handeln müssen.

Dabei tat ich nichts. Dieser verfluchte Bann hatte mich überrascht.

Ich war einfach lethargisch geworden.

Und ich schaute zu, wie sie ihre Hand unter den Mantel schob, um dort etwas hervorzuholen.

Es war der Mörderdolch, sehr scharf und spitz…

Sie hob den Arm. »Dreh dich zur Wand und stütze dich dort ab. Mach schon.«

Ich ließ mich nach vorn fallen und streckte die Arme aus. Sehr bald spürte ich unter meinen Handflächen die Kälte der gelben Fliesen.

»So ist es gut«, sagte sie und wollte die Klinge unter meinen rechten Arm hinwegschieben, um besser an die Kehle zu gelangen…

***

An der Oberwelt wurde Suko wieder durch den fallenden Nieselregen empfangen. Die Straße war auch weiterhin auf einer Seite gesperrt, der Verkehr rollte sehr langsam an der Unfallstelle vorbei, und auch die Kollegen fand Suko noch vor.

Er gesellte sich zu dem Einsatzleiter, der sofort nach John Sinclair fragte.

»Er ist noch unten.«

»Hat er eine Spur?«

»Wie man’s nimmt. Die Frau mit dem auffälligen Kopftuch jedenfalls ist gesehen worden.«

»Ach.«

Suko nickte. »Ja, von den Beamten, die dort in den Etagen die Aufsicht führen.«

»Und Sie meinen, daß sie nicht in einen Zug gestiegen und verschwunden ist?«

»Ich schon«, erwiderte Suko. »Nur denkt mein Freund darüber ganz anders. Er glaubt, daß er sie noch erwischen kann.«

»Zu gönnen war es ihm. Dieser verfluchte Mord hat mich auf die Palme gebracht. Zwei Kollegen an einem Tag und in einer Nacht. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden, das ist Wahnsinn.«

»Da gebe ich Ihnen recht.«

»Wissen Sie denn, wer dahintersteckt?«

Suko hob die Schultern. »Wir können es nicht beweisen. Wir rechnen mit einem Mann namens Ramir Ghur.«

»Was ist das denn für ein Vogel?«

»Ein Ägypter, ein ehemaliger Guru, der vor einigen Monaten aus London fliehen mußte, weil wir ihm auf den Fersen waren. Jetzt nimmt er Rache an den Personen, die ihn jagten.«

»Und welche Rolle spielt die Frau? Ich denke, sie ist die eigentliche Täterin.«

»Wenn ich daß wüßte, Theo, wäre mir wohler.«

»Dann ist der Fall also euer Bier?«

»Im Prinzip ja.«

»Aber wir müssen mit. Kollegenmord, das kann keiner auf sich sitzenlassen.«

Suko war der gleichen Meinung und erklärte, daß er sich ein wenig umsehen wollte.

Vielleicht würde es doch etwas bringen, denn Suko hatte nachgedacht. Der Mord an Cliff Morris war einfach zu spektakulär gewesen, um geplant zu sein. So benahm sich einfach kein Killer. Bei diesen Aktionen mußte er einfach auffallen, und so etwas wollten Mörder auf jeden Fall vermeiden.

Die Unbekannte war geflohen. Ob aus Panik oder Berechnung, wußte Suko nicht. Sie war aber bestimmt nicht ohne Ziel verschwunden. Wo konnte sie also hin?

Aus sechs Personen hatte die Sonderabteilung bestanden, die sich damals um den Guru Ramir Ghur gekümmert hatte. Hinzu waren Suko und der Geisterjäger gekommen. Sie standen auch auf der Liste. Was sprach dagegen, daß sich die Mörderin oder der Guru einen der beiden vornahm?

Dieser Gedanke ließ Suko einfach nicht los. Er ging davon aus, daß die Killer es einfach nicht wagten, das Yard Building zu betreten.

Wenn sie killen wollten, war das Wohnhaus für sie eine günstige Chance. Bevor Suko den Plan in die Tat umsetzte, schaute er sich noch einmal um, fand aber von Ramir Ghur nicht die geringste Spur.

Theo Sharp kam auf ihn zu. Sein Mund zeigte ein Grinsen.

»Lieber Himmel, Sie sind ja noch immer da.«

»Ich schaue mich um.«

»Wen wollen Sie finden? Den Killer?«

»Auch. Wobei ich es für möglich halte, daß wir es mit zwei Mördern zu tun haben.«

»Wieso?«

»Ihnen das zu erklären, würde jetzt zu weit führen, Theo. Ich möchte sie nur um eines bitten. Falls mein Kollege John Sinclair wieder erscheint und nach mir fragt, dann sagen Sie ihm doch bitte, ich sei nach Hause gefahren.«

»Nach Hause?« wiederholte Sharp.

»Ja.«

»Haben Sie schon Feierabend?«

»Das nicht, aber einen Plan, der sich auf den Killer bezieht. Denn Sinclair und ich stehen ebenfalls auf der Todesliste der Mörder.«

»Sagen Sie nur.«

»Sie wissen Bescheid?«

»Ja, fahren Sie nur. Viel Spaß.«

»Witzbold.«

Suko ging so weit zu Fuß, bis er die Absperrung hinter sich gelassen hatte. Der Guru war ihm nicht begegnet, der hielt sich, falls er sich überhaupt in der Nähe befand, schlauerweise zurück. Nichts anderes hätte Suko auch getan.

Wichtig war für ihn, so rasch wie möglich einen Wagen zu erwischen. In London kein Problem, denn es rollten genügend Taxen durch die Straßen. Suko hielt einen Wagen an und ließ sich zu seinem Ziel bringen. Unterwegs schaute er sich nach Verfolgern um, ihm fiel aber nichts auf, nur dem Fahrer.

»Sind Sie nervös?« fragte dieser.

»Nein.«

»Sie schauen sich aber immer um.«

»Aus reiner Langeweile.«

»Oder suchen Sie Verfolger?«

»Vielleicht auch das.«

»Mann, hören Sie auf, mich…«

»Bitte.« Suko zeigte seinen Ausweis, als sie kurz stoppen mußten.

»Ich möchte in Ruhe gelassen werden.«

»Sorry, konnte ja nicht wissen, daß Sie vom Yard sind. Aber hier erlebt man oft Typen, die können einem Mann wie mir, der ständig im Streß steht, ganz gehörig auf den Wecker fallen.«

»Kann ich mir denken.«

Auch Suko wußte nicht, ob er richtig gehandelt hatte. Das konnte noch alles in die Hose gehen. Der Guru würde schließlich der lachende Dritte in dem Spiel sein.

»Wir sind da«, sagte der Fahrer. Er stoppte dicht vor dem Eingang des Wohnhauses.

Suko zahlte und ließ sich eine Quittung geben, die der Fahrer mürrisch ausstellte.

»Bullen fahre ich nicht gern«, sagte er zum Abschied.

»Dann geben Sie nur acht, daß sie nicht zur Hölle fahren!« erwiderte Suko scharf.

Im Haus wandte er sich an den Hausmeister, der in seiner Glasbude saß und beobachtete, wer ging oder kam. »Hallo, Inspektor, was verschafft mir die Ehre?«

»Ich habe mal eine Frage.«

»Können auch zehn sein. Ich bin ganz Ohr.«

»Ist Ihnen in der letzten Zeit etwas aufgefallen? Ich meine, haben Menschen das Haus betreten, die nicht hier wohnten? Wenn ja, waren auffällige Typen dabei?«

»Wie auffällig?«

»Möglicherweise so gekleidet wie Orientalen…«

Der Mann in seiner Glasbox dachte nach. »Das ist natürlich schwer, aber an Fremde müßte ich mich erinnern.«

»Eben.«

»Nach Ihnen oder Mr. Sinclair hat niemand gefragt, das mal vorweggenommen.«

Suko lachte auf. »Das kann ich verstehen. Ich wollte auch nur wissen, ob eventuell sich jemand eingeschlichen hat, den Sie nicht kennen und der Ihnen durch sein Aussehen aufgefallen ist.«

»Nein!«

»Dann bedanke ich mich.«

»Soll ich denn die Augen offen halten?« fragte der Hausmeister, als Suko sich schon abdrehen wollte.

»Ja, das wäre gut. Ich bin oben in der Wohnung. Wenn etwas ist, klingeln Sie durch.«

»Mach ich.«

Suko ging zu den Fahrstühlen. Um diese Zeit bekam er schnell einen Lift. Der große Trubel herrschte stets am Morgen und zur Feierabendzeit.

Er stieg in den leeren Lift und ließ sich in die Höhe schießen.

Noch immer steckte er voller Zweifel, ob er richtig gehandelt hatte.

Wenn der Killer an einer anderen Stelle zuschlug, würde er sich Vorwürfe machen. Der Lift hielt, die Tür wich zurück, und Suko schaute in zwei Kinderaugen.

»Guten Tag!« rief das kleine Mädchen.
»Willst du nach unten fahren?«
»Ja.«
»Hast du aber eine schöne Puppe«, sagte Suko. Er ging in die Knie, um der Kleinen in die Augen schauen zu können.
»Sie heißt Linda.«
»Toll ist die. Und sie hat schöne lange Haare.«
Das Kind schaute Suko an. »Wohnst du auch hier?«
»Klar doch. Schon ziemlich lange.«
»Wir nicht. In der letzten Woche sind wir eingezogen, aber ich habe schon eine Freundin gefunden.«
»Klasse.« Suko nickte. »Gefällt es dir hier?«
»Weiß nicht.« Das Mädchen hob die Schultern. »Hier kann man nicht gut spielen.«
»Da mußt du dir etwas ausdenken.«
»Habe ich doch versucht, Mister. Ich war auch im Flur, wo die vielen Treppen hochgehen.«
»Ja und?«
»Da bin ich schnell wieder weggelaufen, weil es mir dort so unheimlich ist.«
»Wie das denn?«
»Da habe ich einen gesehen, vor dem hatte ich richtig Angst. Das war ein Gespenst.«
»Sag nur.« Suko lächelte, doch in seinem Innern klingelte eine Alarmglocke. Kinder besaßen ein hervorragendes Beobachtungsvermögen, und diese Kleine gehörte dazu.
»Wie sah die Gestalt denn aus?« hakte er nach.
»Wie ein Gespenst.«
»Aber es gibt doch keine Gespenster.«
»Ha, ha.« Das Mädchen lachte. »Ich habe doch eines im Flur gesehen. Es war einfach schrecklich, glauben Sie mir, Mister. Ich… ich habe Angst bekommen.«
»Okay, du hast also ein Gespenst gesehen. Kannst du mir auch sagen, wo es hinging?«
»Ja. Es kam von unten und wollte nach oben.«
»Also in diese Etage?«
»Das weiß ich nicht, Mister.«
»Wie sah es denn aus?«
»Groß und dunkel. Er trug einen langen Mantel mit einer Kapuze und hatte ein dunkles Gesicht.«
»Toll hast du das gesehen. Und ist dir noch etwas aufgefallen?«
»Ja, seine Augen. Sie waren anders als die von uns. Die leuchteten so komisch. Wahrscheinlich rot.« Sie nickte heftig. »Ja, sie waren rot.«
»Und das Gespenst hat dir nichts getan?«

»Nein. Ich war zu schnell. Ich bin einfach weggelaufen. Es konnte mich nicht mehr kriegen.«

»Da hast du aber Glück gehabt.« Suko gab den Weg in den Lift frei. »So und jetzt fahr schön zu deiner Freundin.«

»Das mache ich auch.« Sie betrat die Kabine und winkte Suko mit der linken Hand zu.

Der Inspektor wartete, bis der Lift in die Tiefe rutschte, dann verschwand das Lächeln auf seinem Gesicht. Es nahm einen kantigen Ausdruck an. Auch in seinen Augen verteilte sich der harte Glanz. Was das Kind beobachtet hatte, war mehr als interessant gewesen. Suko ging nun davon aus, daß er ins Schwarze getroffen und die Kleine den Guru gesehen hatte, obwohl, so nahm er an, die Beschreibung leicht übertrieben war. Glühende Augen hatte Suko bei dem Guru wirklich noch nicht gesehen.

Jedes hohe Wohnhaus mußte auch eine Nottreppe besitzen, falls die Fahrstühle ausfielen oder es mal brannte. Der Treppenflur befand sich an der Westseite, gewissermaßen als Lichthof eingerichtet. Von jeder Etage war das Ziel zu erreichen.

Suko lief auf die entsprechende Tür zu und zog sie auf. Er war sehr wachsam, bevor er die Schwelle übertrat, in den Treppenflur schaute, aber nichts entdeckte.

Leer lag dieser Teil vor ihm.

Suko schaute über das Geländer hinweg in den Treppenschacht.

Er verlor sich in der Tiefe. Er konnte auch den Handlauf des Geländers sehen, aber er entdeckte keine Hand, die sich eventuell dort bewegte, sei es nach oben oder nach unten.

Dann zog er sich wieder zurück. Hatte es Sinn, das gesamte Treppenhaus zu durchsuchen? Er wollte es nicht. Wenn Ramir Ghur tatsächlich anwesend war, mußte es ihm längst gelungen sein, das Ziel zu erreichen.

Das war entweder seine oder John Sinclairs Wohnung. Suko besaß auch von der des Freundes einen Schlüssel und durchschaute sie zuerst, bevor er seine Tür öffnete.

Bei John hatte er keine Hinweise auf einen Einbruch entdecken können, in seiner Wohnung war ebenfalls alles ruhig. Suko schaute überall nach, die Beretta hatte er dabei gezogen, aber auch bei ihm hatte sich der Guru nicht versteckt.

Da läutete das Telefon. Ohne abgehoben zu haben, wußte Suko, wer ihn anrief.

»Ja!« meldete er sich.

Er hörte ein leises Lachen. »Ich bin da«, sagte eine Kratzstimme.

»Ich bin schon da.«

»Wo sind Sie?«

»Im Haus.«

»Das habe ich mir gedacht. Okay, dann kommen Sie her. Ich erwarte Sie in meiner Wohnung. Sie wissen ja schließlich, wo ich lebe.«

»Ja, das weiß ich. Aber ich werde nicht zu dir kommen, du verdammter Bulle.«

»Was ist der Grund?«

»Hör genau zu, Chinese, aber sehr genau.« Der Guru gab seiner Stimme bei den nächsten Worten einen anderen Klang. »Nein, was hat deine Puppe für schöne Haare. Ach, was sind die schön. Du hast ein wunderschönes Püppchen…«

»Hören Sie auf!« Über Sukos Rücken rann eine Gänsehaut.

Ramir Ghur lachte in den Hörer. »Weißt du jetzt, Bulle, wen ich bei mir habe? Ein Mädchen, und es besitzt eine Puppe. Die kleine Jenny, das hat sie mir gesagt…«

»Lassen Sie…«

»Ich lasse gar nichts, Chinese. Du wirst kommen. Zu mir und zu dem Kind. Okay?«

Der Inspektor brauchte nicht lange zu überlegen. Er stimmte zu.

»Wo stecken Sie?«

»Hier im Haus.«

»Wo?«

»Im Keller. Nicht in der Tiefgarage. Im Keller, wo auch die Anlagen für die Heizung sind…«

»Ich kenne mich aus.«

»Ist ja prima, Polizist. Dann erwarte ich dich so schnell wie möglich.«

Suko wollte noch etwas sagen, was die Geisel Jenny anbetraf, doch der andere legte auf. Er hatte genau gewußt, daß sich Suko im Haus aufhielt. Demnach mußte er ihn auch beobachtet haben.

Der Inspektor spürte die Schweißperlen auf seiner Stirn und gleichzeitig den Druck in der Kehle, der ihm fast den Atem raubte.

Es gab immer schlimme Dinge im Leben, zu den gemeinsten und schlimmsten jedoch gehörte die Geiselnahme von Kindern. Sie sind wehrlos, sie sind den Geiselnehmern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert und hatten schon oft genug mit dem Leben bezahlen müssen.

Sukos Gesicht wirkte wie geschnitzt, als er die Wohnung verließ und zum Lift ging…

***

Wenn ich bisher über jugendliche Walkman-Träger geschimpft habe, weil sie während des Hörens nicht normal gehen, sondern sich im Rhythmus der Musik bewegen und vor allen Dingen ihre Mitmenschen mit der Dudelei belästigen. Ein Walkman-Mensch rettete mir das Leben.

Ich hatte ihn nicht gesehen, die Person mit dem Messer ebenfalls

nicht, aber er war plötzlich da, hörte fetzige Musik und konnte einfach nicht anders, er mußte tanzen.

Vielleicht war der Sound besonders irre, denn er schnellte plötzlich zur Seite, sprang dabei in die Höhe – und hatte zu wenig Platz für seine Kapriolen.

Er rempelte die Frau an!

Phädra kam aus dem Konzept. Möglicherweise hätte sie mich trotzdem erwischt, nur bekam sie den für mich richtigen Drall. Sie fiel nämlich gegen die Wand, drehte sich dann, ich geriet aus ihrem Blick, auch aus dem Bann und wirbelte herum.

Plötzlich standen die Chancen wieder gleich.

Der Walkman-Träger hob erschreckt die Arme. Es war ein Farbiger, er stierte auf den Obsidiandolch in Phädras Hand und wartete darauf, daß sie zustach.

Das tat sie nicht.

Sie stand etwas breitbeinig da, ihren Rücken der dunklen Tunnelöffnung zugewandt und schaute uns an. Trotz dieses gefährlichen Blicks, der mich so leicht hatte hypnotisieren können, war ich diesmal schlauer.

Ich drehte halb um, zog dabei meine Beretta und erlebte, daß Phädra einen Helfer bekommen hatte.

Jetzt stand der junge Farbige unter ihrem Bann, und er gehorchte ihr blindlings.

Wie eine Katze sprang er mich an. Sein Gesicht hatte einen starren Ausdruck angenommen. Er wollte mir seine Hände um die Kehle drücken, ich aber war schneller und hämmerte sie zur Seite. Trotzdem prallte er gegen mich.

Beide taumelten wir zurück. Ich hörte das Lachen der wartenden Fahrgäste, prallte gegen die Wand und wollte meine Linke auf die Reise schicken, als der Farbige einen Schritt zurücktrat und den Kopf schüttelte, als wollte er sich Wasser aus den Haaren schleudern.

»Sorry, ich… ich … weiß nicht …«

»Schon gut, mein Junge, schon gut. Du kannst nichts dafür. Im Gegenteil, ich will mich bei dir bedanken.«

»Hä?«

Es war keine Zeit für große Erklärungen. Ich wollte Phädra erwischen, bevor sie noch mehr Unheil anrichtete.

Aber wo steckte sie?

Mein Blick glitt über den leeren Bahnsteig. Ich hatte sie auch nicht an mir vorbeilaufen sehen, so daß es praktisch nur eine Möglichkeit gab.

Sie mußte bei ihrer Flucht in den U-Bahn-Tunnel gelaufen sein.

Und das war schlimm.

Ausgerechnet in den Tunnel, aus dem jeden Augenblick eine neue

Wagenschlange schießen konnte. Leider gab es für mich keine andere Möglichkeit. Ich mußte ihr nach.

Nach wenigen Sekunden hatte ich das Ende des Bahnsteigs erreicht, traute mich aber nicht, die Gleise zu betreten, denn ich hörte aus der Tunnelröhre das eigentümliche Geräusch des fahrenden Zuges. Die Scheinwerfer sah ich als helle Punkte, zog mich zurück, und einen Moment später rauschten die Wagen in die Station.

Der Luftstrom packte mich und riß mir die Haare hoch. Automatisch drehte ich mich um. Allerdings sah ich in der Ankunft des Zuges auch etwas Positives.

Den anderen Fahrgästen war der Blick auf den Tunneleingang genommen. So konnte ich ungesehen verschwinden.

Ich zögerte keinen Moment mehr. Bevor der nächste Zug aus dem Tunnel schoß, wollte ich Phädra gestellt haben.

Es ist nicht so, daß ich zum erstenmal zu Fuß in einen U-Bahn-Schacht ging. Ich hatte da so meine Erfahrungen gesammelt, wußte auch, daß es Nischen und Notausgänge gab, in die man sich zurückziehen konnte, wenn es gefährlich wurde.

Nur sollte mich Phädra nicht noch einmal überraschen, und deshalb hielt ich mein Kreuz griffbereit.

Es war eine besondere »Waffe«, bestückt mit weißmagischen Abwehrsymbolen, die auch die altägyptische Mystik betrafen, wenn ich nur an das Allsehende Auge dachte.

Um sie einsetzen zu können, mußte ich die Mörderin erst einmal in die Finger bekommen.

Zu sehen war sie nicht. Ich starrte in die stinkende Schwärze des Tunnels und sah das Gleis wie zwei Arme über den Boden laufen.

Die hellen Schienen funkelten, wenn das Licht einer Lampe auf sie fiel.

Es wäre ein Fehler gewesen, auf dem Gleis zu laufen, so hielt ich mich dicht an der linken Wand. Auch sie war im Laufe der Zeit dunkel geworden, allerdings nicht so dunkel wie die erste Nische, in die ich hineintauchte und auch mit der Bleistiftlampe hineinleuchtete.

Nichts zu sehen. Eine leere Nische. Ich fand auch keine Fußspuren auf dem Boden. Phädra mußte weitergelaufen sein.

Wie weit war die nächste Nische entfernt? Zehn Yards, vielleicht auch zwanzig?

Fragen, auf die ich mir selbst eine Antwort geben mußte. So schnell wie möglich huschte ich weiter. Noch sah ich den hellen Punkt des Scheinwerfers nicht in der Ferne. Ich rechnete auch damit, daß man mich aus dem Tunnel holen würde, denn ich wußte, daß die mit Video-Kameras überwacht wurden.

Die nächste Nische war breiter und besaß eine Tür. Einer dieser Ausstiege, die ich gesucht hatte. Ich stemmte mich auf die

Metallklinke und schob die Tür auf.
Sofort erwischte mich der Durchzug, und ich drückte die Tür hastig hinter mir wieder zu. Rechts standen einige Spinde mit Gittertüren. Dahinter lagerte Werkzeug. Unter der Decke brannte eine trübe Lampe. Sie streute ihr Licht auf den grauen Betonboden.
Wo ging es hoch?
Ich glitt an den Spinden vorbei und entdeckte die Wendeltreppe, die hochführte.
Kein Laut klang mir entgegen. Wenn Phädra diesen Weg genommen hatte, lag die Treppe längst hinter ihr.
Ich schlich die Treppe hoch und hatte gerade die ersten Stufen hinter mich gebracht, als ich das Stöhnen vernahm. Gleichzeitig tropfte etwas von oben herab und platzte auf meinen Handrücken.
Als ich nachschaute, sah ich den roten Fleck – Blut!
Mein Magen verkrampfte sich. Phädra mußte rasend geworden sein. Sie entledigte sich aller Hindernisse auf eine fürchterliche Art und Weise. Das Blut stammte von einem uniformierten Bahnbeamten. Er lag am Ende der Treppe, an die sich eine Plattform anschloß. Zum Glück war der Mann nicht tot. Der Dolch hatte ihn wohl an der Kehle erwischen sollen, aber nur seine Schulter war getroffen. Dort hatte die Klinge eine Fleischwunde hinterlassen, die blutete.
»Mein Gott!« keuchte der Mann. »Mein Gott, wer… wer war das?«
Ich schaute mir die Wunde an, holte ein sauberes Taschentuch hervor und benutzte ihn für einen Preßverband. »Können Sie noch ein paar Minuten aushalten, Mister?«
»Ja, ich versuche es.« Sein Gesicht war bleich wie Kalk. Auf ihm lag der kalte Schweiß.
»Die nächste Tür… Hilfe holen. Telefon. Einfach die Nummer drei wählen, dann ist alles klar.«
»Okay.«
Auch diese Tür bestand aus Metall. Ich fand mich an der anderen Seite in einem Gang wieder und sah auch das innerbetriebliche Telefon, wählte die Drei, meldete mich mit Namen und Dienstgrad und gab die Alarmmeldung durch.
Der Mann am anderen Ende begriff sehr schnell. »Wir tun unser Möglichstes«, versprach er.
»Machen Sie noch schneller!«
Phädra war wichtig, aber auch der Verletzte. Zu ihm ging ich wieder hin.
Der Mann litt unter den starken Schmerzen, freute sich aber, als ich ihm erklärte, daß schnelle Hilfe kommen würde.
»Es war die Frau, nicht?«
»Ja.«
»Warum hat sie…?«

Er ließ mich nicht ausreden und gab die Antwort stockend. »Ich weiß es nicht. Ich habe keine Ahnung. Sie kam mir von unten entgegen. Wir hatten sie auf dem Schirm gesehen. Sie hatte ein langes Messer, ich sah es zu spät…« Er mußte husten und stöhnte, als ihn durch diese Bewegungen abermals starke Schmerzen durchströmten.

»Nichts mehr sagen, nicht mehr bewegen!« bat ich ihn. »Es läuft alles, glauben Sie mir.«

»Wer sind Sie?«

»Scotland Yard!«

»Sie… Sie jagen die Frau?«

»Ja. Ist sie durch die Tür verschwunden?«

»Klar.«

»Wie kommt man dorthin? Ich habe das Telefon gesehen, und wie geht es weiter?«

»Sie müssen den Gang durchlaufen, dann gelangen Sie in die Überwachungszentrale.«

»Danke.«

Die Tür wurde aufgebrochen. Vier Männer stürmten in den kleinen Raum, sahen ihren Kollegen, auch mich, und ich wies mich rasch aus, bevor ich meine Fragen stellte.

»Es geht mir um diese Frau, die ihren Kollegen niedergestochen hat. Haben Sie die Person gesehen?«

Einer nur antwortete. »Wir sahen auf dem Monitor, wie sie im Tunnel verschwand, und Sie haben wir ebenfalls gesehen.«

»Und weiter?«

»Nichts mehr. Dann war es aus.«

»Sie haben die Frau also nicht mehr auf dem Bildschirm gehabt, wenn ich Sie recht verstehe?«

»So ist es. Sie muß aber schon auf den Bahnsteigen sein. Außerdem hat sie alle Möglichkeiten, von hier zu verschwinden. Überlegen Sie mal. Der Bahnhof liegt in der Nähe, der Busbahnhof ebenfalls. Die kann in jede Richtung verschwunden sein.«

Ich nickte. »Ja, leider, damit muß ich rechnen. Dann lasse ich Sie jetzt wieder allein.«

»Hoffentlich kriegen Sie das Weib.«

»Das hoffe ich auch.«

Den Weg zu einem der Bahnsteige fand ich schnell und sah mich inmitten des Gewühls. Nur von Phädra fand ich keine Spur. Die war so raffiniert, daß sie mich jedes Mal reinlegen konnte, und ich stand da wie ein begossener Pudel.

Wo konnte sie hingelaufen sein? Sie arbeitete nicht allein, der Guru stand auf ihrer Seite. Ich ging davon aus, daß die beiden sich treffen würden, um die nächsten Untaten vorzubereiten.

Ich wollte mich ebenfalls treffen, und zwar mit Suko, der sicherlich

schon wartete. Über die breite Treppe stieg ich wieder an die Oberwelt, wo die Kollegen noch bei der Arbeit waren.

Theo Sharp sah mich sofort und winkte. »Hören Sie, John, ich soll Ihnen etwas bestellen.«

»Von wem?«

»Suko.«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist nach Hause gefahren«, erklärte mir Sharp.

»Nicht ins Büro?«

»Nein, nach Hause. Er war der Meinung, daß er dort effektiver arbeiten könnte. So habe ich ihn verstanden.«

»Darf ich mal telefonieren?«

»Sicher. Sie können es vom Wagen aus.«

Ich wählte Sukos Nummer. Es läutete bei meinem Freund durch, ohne daß der abhob.

»Shit!« fluchte ich und verließ den Wagen wieder.

Theo Sharp sah es meinem Gesicht an, daß ich miese Nachrichten hatte. »Ärger?«

»Ja. Suko ist nicht da.«

»Aber er hat mir gesagt, daß er…«

»Geschenkt, Theo, ich glaube Ihnen. Es kann auch sein, daß ihm etwas dazwischengekommen ist.«

»Diese Frau?«

»Das weiß ich nicht. Eher ihr großer Helfer, dieser verfluchte Guru aus Ägypten.«

Theo schüttelte den Kopf. »Allmählich fange ich an, ihn zu hassen. Werden Sie auch nach Hause fahren?«

»Das wäre wohl besser.«

»Gut, meine Leute halten jedenfalls die Augen auf. Falls sich diese Mörderin noch in der Gegend herumtreibt, kriegen wir sie.«

»Ich hätte sie fast gehabt.« Mit wenigen Worten erzählte ich dem Kollegen die Geschichte.

»Die ist blutrünstig«, flüsterte er.

»Das können Sie laut sagen. Zum Glück wird es der Mann überstehen. Sie erwischt nicht immer den Hals.« Es waren meine letzten Worte vor dem Abschied.

Ich nahm mir kein Taxi, sondern lief die paar Schritte bis zum Yard und holte dort den Rover ab.

Viele Spuren hatten wir nicht, leider. Wir liefen bisher immer nur hinterher, aber ich war mir inzwischen fast sicher, daß Phädra Suko und mich als nächstes Opfer auf die Liste gesetzt hatte. An uns aber sollte sie sich die Zähne ausbeißen, das nahm ich mir fest vor…

***

Sie war entwischt, und sie war froh darüber. Phädra hätte nie gedacht, daß dieser Sinclair ihr so viele Schwierigkeiten bereiten würde. Eigentlich hatte sie ihn schon gehabt. Sie hätte nurmehr die Klinge von rechts nach links zu führen brauchen, doch sie mußte auch mit Unabwägbarkeiten rechnen, wie dem Zufall. Nicht jeder Mord lief so glatt und sicher ab wie die ersten beiden.

Ramir Ghur hatte sie in alles Wichtige eingeweiht, was die neue Umgebung anging. So konnte sie sich relativ sicher bewegen und nahm auch die Erfindungen der neuen Zeit in Anspruch.

Ihr war klar, daß sie das Gelände der U-Bahn-Station so rasch wie möglich verlassen mußte. Zu viele Häscher sind des Mörders Tod.

Das konnte ihr leicht passieren.

Sie hatte einen anderen Ausgang genommen, schaute sich an der Oberwelt um, starrte in den dünnen Sprühregen und hielt Ausschau nach einem Taxi. Mit Geld hatte sie der Guru eingedeckt. Sie trug es in den Manteltaschen. Unter dem Stoff hielt sie die Klinge verborgen. Der Mantel zeigte an der Außenseite einen dunklen Fleck, das Blut eines der Opfer. Er würde kaum auffallen.

Einen Wagen hatte sie schnell gefunden. Der Fahrer ließ sie einsteigen und fragte nach dem Ziel.

Sie gab es ihm an.

»Okay, fahren wir. Ich muß aber einen kleinen Umweg machen. Hier ist viel abgesperrt worden.«

»Ich weiß.«

»Wissen Sie auch den Grund?«

»Man sucht einen Mörder, hörte ich.«

»Falsch. Eine Mörderin. Die Beschreibung ist übrigens gut. Die trägt ein auffälliges Kopftuch.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Wenn Sie so ein Tuch tragen würden, könnte man Sie direkt für die Täterin halten.«

Phädra lachte. Es klang nicht echt, und der Driver merkte glücklicherweise davon nichts. Zudem war sie froh, daß sie das Kopftuch nicht mehr trug. Sie hatte es zusammengeknüllt und in ihrer linken Manteltasche verborgen.

Ruhig saß sie im Fond und genoß die Fahrt. Noch trug sie ihre ungewöhnliche Kopfbedeckung, die sehr wichtige Krone, die sie nie abnahm, darum kümmerte der Fahrer sich nicht. Er war von seinen Fahrgästen ganz andere Dinge gewöhnt. Schließlich lebte man in einer schnellen, verrückten Zeit.

Je weiter sich das Fahrzeug vom Schauplatz des Geschehens entfernte, um so ruhiger wurde Phädra. Sie hatte jetzt das Gefühl, in Sicherheit zu sein, und sie konnte wieder voraussehen und sich innerlich auf die nächste Untat vorbereiten.

Diese wollte sie zusammen mit Ramir Ghur begehen. Er mußte sich bereits in Sinclairs Wohnhaus aufhalten, vielleicht hatte er den Chinesen schon gekillt, dann brauchten wir nur noch auf den Geisterjäger zu warten um ihm ebenfalls die Kehle durchzuschneiden.

Als sie daran dachte, umklammerte ihre Hand den Dolchgriff. Zugleich strömte ein leises Lachen über ihre Lippen.

Der Driver hatte es gehört. »Was ist denn so lustig?«

»Ich habe gerade an etwas gedacht.«

»Ach so.«

In London herrschte wieder viel Trubel. So dauerte es eine Weile, bis sie ihr Ziel erreichten. »So, wir sind da!« Der Fahrer schaute an den Fronten der beiden dicht zusammenstehenden Hochhäusern hoch. »Wohnen Sie dort?«

»Nein.«

»Da könnten Sie mir eine Bude schenken. Ich brauche meinen kleinen Garten und…«

»Was muß ich zahlen?«

»Ach so, ja.« Er nannte den Preis und bekam sein Geld. Ohne sich zu verabschieden, stieg die Frau aus, und der Fahrer konnte nur den Kopf schütteln.

»Komische Person«, murmelte er, schaute ihr nach und bekam auf einmal große Augen. Dicht vor dem Eingang blieb die Person noch einmal stehen und holte etwas aus ihrer Manteltasche, das flatterte, als es vom Wind erfaßt wurde.

Es war ein Kopftuch.

»Ich werde verrückt und zieh aufs Land!« flüsterte der Driver.

»Das Kopftuch – schwarz und golden. Verdammt, das ist es. Das war die Mörderin!« Er spürte plötzlich den Klumpen im Magen und dachte daran, wie knapp er dem Tod entwischt war.

»Ein Hochhaus!« flüsterte er noch, »das kann auch zu einer Rattenfalle werden…«

Dann griff er zum Mikro der Sprechanlage…

***

Zuerst sah Suko die Puppe. Sie lag auf dem Boden, praktisch mitten im Weg, und sie sah nicht mehr so aus, wie er sie in Erinnerung hatte. Der Kopf war nach hinten gedreht worden, Arme und Beine waren geknickt.

Suko blieb vor der Puppe stehen, starrte sie nachdenklich an und hörte das leise Weinen.

Er wußte nicht, aus welcher Richtung es aufgeklungen war. Jedenfalls nicht hinter ihm.

Der Energiekeller war ziemlich groß. Die Heizanlagen standen hier, gewaltige Kessel, durch Rohre mit den versteckt angebrachten

Leitungen innerhalb des Hauses verbunden. Der Boden zeigte ein Muster aus dunkelroten Fliesen. An einer Wand befand sich eine große Schalttafel. Im Keller selbst war es nicht ruhig. Sämtliche Heizkessel standen auf Betrieb, die roten Lampen leuchteten wie Glutaugen.

Suko hob die Puppe auf und steckte sie in die linke Außentasche seiner Jacke. Er war durch eine feuerfeste Eisentür gekommen und erst fünf Schritte gegangen.

Er ging weiter.

Waffenlos, denn er hielt die Arme vom Körper gespreizt. Wahrscheinlich stand er unter Beobachtung und wollte dem Guru nicht die Chance bieten, der Geisel etwas anzutun.

»Bist du da, Chinese?«

Die Stimme klang herrisch und hämisch. »Ja«, erwiderte Suko.

»Ich bin gekommen und allein.«

»Das wollte ich dir auch geraten haben, mein Freund.«

»Okay, kommen wir zur Sache. Wo stecken Sie, Ramir?«

»Langsam, langsam. Ich habe das Kind, das ist dir ja klar.«

»Natürlich.«

»Solltest du irgend etwas versuchen wollen, ist diese kleine Jenny sofort tot.«

In Sukos Magen krampfte sich einiges zusammen. Er spürte auch den Schweiß auf seinen Handflächen. Es lag nicht nur an dieser Situation, er dachte auch an den letzten Fall, als ebenfalls ein Kind die wichtigste Rolle spielte. Da war es ihnen nicht gelungen, die kleine Julie zu retten. Er konnte nur hoffen, daß es bei Jenny anders lief.

»Ich werde nichts machen«, erklärte Suko.

»Das ist schön. Dann kannst du kommen. Nimm den Durchgang zwischen dem dritten und vierten Kessel.«

»Verstanden. Wie weiter?«

»Nichts, du wirst uns schon sehen.«

Suko holte noch einmal tief Luft, dann ging er den Weg, den man ihm erklärt hatte. Hinter den Heizkesseln sah er die nackte Wand.

Der Beton war mit einer graugrünen Farbe gestrichen worden. Zwischen Heizkesseln und Wand befand sich genug Platz, um den Ägypter und seine Geisel aufzunehmen.

Suko sah, daß er nicht geblufft hatte. Ramir Ghur hielt das Kind mit seinem harten Griff umklammert. Er besaß auch eine Waffe. Es war eine lange Nadel, die gegen die Wange der kleinen Jenny deutete.

Das Mädchen war erstarrt. Es weinte auch nicht mehr, starrte Suko nur flehend an.

Der Inspektor war stehengeblieben. Über den Kopf der jungen Geisel schaute er in das Gesicht des Ägypters. »So also sehen wir uns wieder«, sagte er leise.

»Ja, fast wie damals.«

Der Mann hatte sich nicht verändert. Noch immer zeigte sein hageres Gesicht einen fast verbissenen Ausdruck. Das Mädchen hatte von einer Gestalt mit roten, glühenden Augen berichtet. Das konnte Suko nicht bestätigen.

Allerdings besaß der lange Wintermantel mit der Kapuze schon etwas Gespenstisches. Das schwarze Gesicht und die roten Augen hatte sich Jenny bestimmt eingebildet.

»Bullen«, begann der Mann, »sind immer bewaffnet. Du machst bestimmt keine Ausnahme.«

»Ganz recht.«

»Dann weg mit der Kanone!«

Suko nickte. Er wußte, daß er vorsichtig sein mußte. Behutsam winkelte er den Arm an, bevor er die Hand in den Ausschnitt der gefütterten Winterjacke schob. Mit spitzen Fingern berührte er den Griff der Beretta und zog die Pistole hervor.

»Laß sie fallen.«

Suko schleuderte sie weit genug weg.

»Schön.« Der Ägypter grinste. »Es geht noch weiter. Was trägst du noch bei dir?«

»Ein Taschenmesser.«

Ramir Ghur verengte die Augen. »Wirf es auch fort.«

»Natürlich.« Das Messer landete neben der Beretta. Dann stellte Suko eine Frage: »Warum bist du zurückgekehrt, Ramir Ghur?«

»Weil ich wieder anfangen will!«

»Aber nicht allein diesmal?«

»Nein, ich habe die mordende Göttin geraubt. Phädra, die Frau, die vor langer Zeit lebte und nicht sterben konnte, weil sie den Trank mit dem magischen Gift zu sich nahm. Und Meneris, ein starker, kampferprobter Krieger, hat ebenfalls davon getrunken. Sein Geist irrte durch Zeit und Raum. Er nahm mit mir Kontakt auf, er gab mir die Eingebungen, ich lehrte in seinem Auftrag, und ich wußte, daß ich ihn und Phädra einmal sehen würde. Das ist geschehen. Es gelang mir, die alte Grabkammer zu betreten, Meneris führte mich. Ich sah sie beide. Er wurde zu Staub, sie aber konnte ich erwecken und mit nach London bringen, wo sie zunächst unseren Racheplan erfüllte. Die mordende Göttin hat nichts verlernt, gar nichts.«

»Danach werden Sie wieder Dumme suchen, die an ihre verdammten Sprüche glauben?«

»Dumme, sagst du? So können auch nur Bullen sprechen. Ich bin erstarkt zurückgekehrt, denn in mir wohnen zwei Gestalten. Einmal ich, zum anderen Meneris. Sein Geist steckt in mir. Ich bin von ihm erfüllt, und es wird dir und anderen nicht möglich sein, ihn zu vernichten, weil er eine ungeheure Kraft besitzt. Die Magie des alten Ägypten hat ihn geformt, sie hält ihn am Leben…«

»Was ist mit Phädra?«
»Ich habe sie gehenlassen. Sie wird ihre Aufgaben schon erfüllen, denn auch sie ist gestärkt. Phädra hat ebenfalls die anderen Welten gesehen und von ihnen gelernt. Ich sagte dir ja schon, daß wir erstarkt zurückkehrten.«
»Wo befindet sie sich?«
»Sie wird auch hier sein. Ich habe ihr den Auftrag gegeben, John Sinclair und dich zu töten. Aber dich werde ich übernehmen, das andere erledigt Phädra.«
»Wie du meinst.« Suko deutete mit der Hand auf das Kind. »Laß Jenny bitte frei! Sie hat mit uns nichts zu tun. Wenn du dir deiner Stärke tatsächlich so bewußt bist, dann werden wir es untereinander austragen. Das ist fair.«
»Darum kümmere ich mich nicht. Ich will den Erfolg. Fairneß würde mich behindern.«
»Schade. Aber kann ich dir noch etwas zeigen?«
»Was?«
»Es ist ein besonderer Gegenstand. Ich trage ihn…«
»Noch eine Waffe?«
Suko hob die Schultern. »Kaum.« Er reagierte völlig gelassen, innerlich stand er unter Hochspannung. Es muß ihm nur gelingen, den von Buddha ererbten Stab in die Hand zu bekommen. Dann konnte er das Geschehen zu seinen Gunsten entscheiden.
»Was ist es?«
»Nur ein Stab, Ramir. Ich sehe meine Chancen real. Wahrscheinlich komme ich nicht mehr lebend aus dem Keller. Ich möchte dir, der du mich dann besiegt hast, die Waffe übergeben. Du kannst sie benutzen, das ist ein Versprechen, das ich mir einmal gab. Derjenige, der mich schafft, soll die Waffe bekommen. Sie ist übrigens sehr alt, nicht so alt wie dein Land, aber doch schon…«
»Rede nicht soviel, Bulle. Zeig sie!«
Suko fiel ein Stein vom Herzen, weil es ihm gelungen war, den anderen gierig zu machen. Gier und Neugierde paßten bei ihm hervorragend zusammen.
»Ich mache nichts«, erklärte Suko und schob seine Hand vorsichtig unter die Jacke.
Ramir Ghur beobachtete ihn dabei mit lauernden, kalten Blicken.
Noch traute er Suko nicht, das war ihm auch anzusehen, aber er traf keinerlei Anstalten, den Inspektor an seinem Vorhaben zu hindern.
Er ließ es zu, daß Suko den Stab hervorholte.
»Das ist die Waffe«, sagte Suko. Er hatte die Faust geöffnet, so daß der grünbraune Stab auf seiner flachen Hand lag.
Ramir Ghur lachte. »Das soll ein…?«
»Topar!« Suko schrie das wichtige Wort, daß die Zeit für fünf

Sekunden stoppte und all die Menschen, die in Hörweite standen, erstarren ließ…

***

Ich hatte das Rotlicht auf das Dach gestellt und die Sirene eingeschaltet.

So etwas tat ich selten, doch in diesem Fall rechnete ich damit, daß es auf Sekunden ankam. Zwar bekam ich nicht nur freie Fahrt, aber ich blieb wenigstens nicht stecken.

Ich wollte durch die Halle stürmen, doch der Portier hielt mich durch einen Ruf auf.

»Mr. Sinclair!«

Ich stoppte hart. Meine Sohlen qualmten zwar nicht auf dem Boden, aber sie quietschten. »Was ist denn?«

»Ich muß mit Ihnen reden. Kommen Sie!«

Er kam mir sogar entgegen und lief, als wäre er leicht angetrunken. Irgendwie schwankend.

»Haben Sie was?« fragte ich ihn.

»Das kann man wohl sagen. Es geht eigentlich um Ihren Kollegen Suko. Der hat mich nach Besuchern gefragt, die irgendwie anders aussehen, orientalisch. Ihm konnte ich nicht helfen. Aber jetzt habe ich so eine Frau gesehen, Sir.«

In meinem Hirn schrillten die Alarmglocken. »Wann und wo war das?«

»Ist noch nicht lange her. Sie kam herein, ich wollte sie aufhalten, da… da schaute sie mich nur an. Ich hatte das Gefühl zu schweben und war plötzlich weg. Als ich wieder klar denken konnte, war die Frau verschwunden.«

»Wohin sie gegangen ist, haben Sie nicht erkennen können?«

»Nein, aber bestimmt nicht weg.«

»Was heißt das?«

»Das Haus verlassen…«

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Danke, mein Lieber, Sie haben mir sehr geholfen. Eine Flasche Whisky ist Ihnen sicher.«

Er strahlte. »Tatsächlich.«

Ich gab keine Antwort mehr, weil ich mich schon auf dem Weg zu den Aufzügen befand. Was mir der Hausmeister gesagt hatte, war hervorragend gewesen. Diese Frau konnte nur Phädra gewesen sein, Phädra, die verfluchte Killerin.

Ich erwischte eine Kabine und ließ mich nach oben schießen. Es ging mir nicht schnell genug. Entweder wartet sie in Sukos oder in meiner Wohnung.

Sichernd betrat ich den Gang, schaute mich um, fand ihn menschenleer und sah auch nichts von Phädra.

Einmal hatte sie mich in ihren Bann ziehen können, ein zweites Mal würde mir das nicht passieren. Ich schaute mir das Türschloß genau an, entdeckte keine Kratzer oder Abschabungen. Wenn sie in meiner Wohnung lauerte, hatte sie es verstanden, sie auf einem anderen Weg zu betreten.

So leise wie möglich schloß ich auf und schlich in den Flur.

Nichts wies bisher auf die Anwesenheit einer Fremden in der Wohnung hin.

Stille umgab mich.

Zögernd schritt ich weiter, stieß die Tür zum Wohnraum auf und sah auch ihn leer. Nichts war verändert worden, kein Sessel stand falsch, auch kein Tisch oder ein Stuhl.

Im Schlafzimmer, Bad und in der Küche das gleiche. Sollte ich mich so geirrt haben?

Das wollte ich nicht glauben, ging wieder zurück in den Wohnraum und hatte ihn kaum betreten, als ich es spürte.

Es war ein anderes Fluidum, das mich erreichte. Als hätte es mir jemand entgegengeschickt.

Meine Nackenhärchen stellten sich quer. Ich drehte mich um, konnte, weil die Tür zum Flur offenstand, auch dort hineinschauen und sah die Gestalt der Phädra.

»Jetzt bist du an der Reihe!« versprach sie mir und kam näher, um mich in ihren Bann zu ziehen…

***

Fünf Sekunden blieben Suko. In dieser Zeitspanne mußte sich alles entscheiden. Bisher hatte jeder – ob Mensch ob Dämon – auf die Magie des Wortes reagiert.

Deshalb ging er davon aus, daß es hier ebenfalls so sein würde. Er schnellte vor, befand sich noch im Sprung, als ihm das schreckliche Stöhnen entgegenwehte.

Bei Ramir Ghur schlug die Magie nicht voll durch. Zwar stand er unbeweglich auf dem Fleck, doch aus seinem halb geöffneten Mund flossen die schrecklichen Laute. Dabei verdrehte er die Augen.

In ihm wohnten zwei Seelen, zwei Geister, und beide kämpften gegen die Magie an.

Jenny rührte sich nicht. Bei ihr war die Kraft des Stabes voll durchgeschlagen. Ramir Ghur aber kämpfte mit aller Macht und der Hilfe des Kriegers Meneris dagegen an.

Er wollte auch Jenny mit der Nadel töten. Seine Hand ruckte, da hämmerte Suko zu. Es war ein unheimlicher starker Schlag ohne Rücksicht geführt, die völlig fehl am Platze war, da es um das Leben des Kindes ging.

Suko hörte auch ein schlimmes Geräusch, dann schleuderte er Jenny

zur Seite und konnte sich nicht um sie kümmern. Er hoffte nur, daß sie gleich die Flucht ergreifen würde.

Er aber sprang zurück und zog die Dämonenpeitsche. Einmal einen Kreis über den Boden geschlagen, die drei Riemen rutschten heraus, die Waffe war einsatzbereit.

Ramir Ghur bewegte sich wie eine Marionette. Noch war die Zeitspanne nicht vorbei. Seine Arme ruckten, als wären sie aus den Gelenken gekugelt worden, die Beine zuckten dabei. Ein Stepptänzer bewegte sich ähnlich wie er. Der Kopf schwang mal nach vorn, dann wieder zurück. Alle drei Bewegungen liefen asynchron ab.

Die fünf Sekunden waren verstrichen!

Der Schrei des Mädchens zitterte durch den Keller, Ramir Ghur erwachte aus seinem Zustand, und seine Bewegungen waren jetzt wieder so geschmeidig wie zuvor.

Nur mit einem Unterschied.

Den rechten Arm, wo ihn Sukos Karatehieb erwischt hatte, konnte er nicht mehr bewegen. Das Gelenk hing locker nach unten, er schaute auf den Handrücken und ächzte.

»Sieh her!« schrie Suko ihn an.

Er drehte sich tatsächlich.

Noch in der Drehung bekam er die drei hart geschlagenen Peitschenriemen aus Dämonenhaut zu spüren. Sie verteilten sich auf seinem Körper, ihre Kraft drang auch durch seine Kleidung, und Suko sah, wie er nach vorn taumelte, die Arme dabei ausstreckte, als wollte er sich an den Peitschenriemen festhalten.

Das gelang ihm nicht. Er fiel zu Boden, stützte sich ab, wobei Suko jetzt damit rechnete, daß er allmählich vergehen würde.

Es stieg kein Dampf aus den Streifen der Wunden, auch die Haut veränderte sich nicht, es geschah etwas anderes. Noch kniend drehte sich der Ägypter, bevor er dann auf den Rücken fiel und liegenblieb.

Noch einmal hob er den Kopf an, dann war es vorbei. Suko schaute in zwei gebrochene Augen, wollte sichergehen und kontrollierte den Puls am Hals.

Nichts mehr, kein Zucken. Der Ägypter, der nach London gekommen war, um Rache zu nehmen, lebte nicht mehr.

Vor Suko lag ein Toter!

Der Inspektor wollte es kaum fassen, daß es ihm auf diese relativ einfache Art und Weise gelungen war, den Ägypter für immer auszuschalten. Und er hatte Jenny gerettet.

Das Mädchen wartete auf ihm. Es war nicht geflohen, sondern bis an die Wand gekrochen, wo es hockenblieb, sich mit dem Rücken dagegen lehnte und leise vor sich hinweinte.

Suko kniete sich dazu. »Schau mal, mein Schatz, was ich hier habe.« Er griff in die Tasche und holte die Puppe hervor, die er unterwegs

aufgehoben hatte.

»Das ist ja Carrie.«

»Ich habe sie gefunden.«

Jenny nahm die Puppe entgegen und weinte stärker. »Der böse Mann hat sie…«

»Das ist nicht schlimm, Jenny. Wir kriegen das schon wieder hin, glaub mir.« Suko strich der Kleinen über das lockige Haar und drückte sie an sich.

»Du… du bist so nett«, sagte sie.

»Ich liebe eben kleine Kinder.«

»Das merke ich. Willst du mich mal besuchen kommen, wo wir doch in einem Haus wohnen?«

»Klar, das mache ich, aber jetzt werden wir erst mal diesen Keller hier verlassen – okay?«

»Ja, bitte.«

Suko stand auf, streckte den Arm aus und hielt Jenny die Hand hin. »Komm, ich ziehe dich hoch.«

Sie stand gleich darauf, drehte den Kopf, schaute dorthin, wo der Ägypter stand – und wurde bleich. Ein Zittern überlief sie, bei Suko schrillten die Alarmglocken.

Auch er schaute hin!

Ramir Ghur mußte mit einem besonderen Teufel im Bunde stehen, denn er war nicht vernichtet. Zwar lag er noch auf dem Boden, nur bewegte er sich dabei und hatte sich schon auf den Bauch gedreht, um sich so besser hochstemmen zu können.

Suko wußte, daß der Kampf weiterging. Zwar mit der gleichen Person, trotzdem mit einer anderen, die nun zum Vorschein gekommen war. Ein alter Krieger aus Ägypten, der auf den Namen Meneris gehört hatte. Und diesmal sah er aus wie ein Gespenst.

Schwarz das Gesicht, rot glühend die Augen in dieser dunklen Masse, die zuckte wie Pudding, den man bewegt hatte.

Meneris' Geist hatte sich des toten Körpers bemächtigt und ihn auch so grauenhaft entstellt.

»Was… was ist das?« flüsterte Jenny und klammerte sich fest an Suko. Der schob das Kind zurück. »Lauf weg, Jenny! Raus aus dem Keller! Los, mach schon!«

Sie rannte tatsächlich, und Suko war gezwungen, sich um dieses altägyptische Gespenst zu kümmern…

***

Phädra ging, obwohl es mir so vorkam, als würde sie schweben. Sie war eine alte, eine fremde Gestalt, zurückgekehrt aus einem Kulturkreis, der längst in Vergessenheit geraten war und Jahrtausende zurücklag.

Trotzdem besaß sie Macht. Konzentriert innerhalb ihrer dunklen Augen, die mich wieder an Teiche erinnerten, die strahlten und fast ihr gesamtes Gesichtsfeld einnahmen.

Die Augen waren es gewesen, die mich schon einmal wehrlos gemacht hatten.

Das sollte mir nicht mehr passieren.

Ich wandte meinen Blick nicht ab, ich tat etwas anderes und zückte mein Kreuz.

Noch hielt ich die Faust darum geschlossen, aber ich hob bereits die Hand, um eine gewisse Höhe zu erreichen, die ungemein wichtig war.

Sie sprach mich an. Flüsternd, siegessicher, und sie holte abermals ihren Obsidiandolch hervor, dessen scharfe Klinge mich ins Jenseits befördern sollte.

Mein Spiel war riskant. Ich ließ sie kommen, ohne mir selbst einen Schutz zu gewähren. Bis zum letzten Augenblick wollte ich warten, sie dann überraschen.

Noch hielt sich Phädra im Flur auf. Der nächste Schritt schon brachte sie in den Wohnraum und damit näher an mir heran.

»John Sinclair – das dritte Opfer auf meiner langen Liste«, flüsterte sie. »Ich freue mich besonders auf dich. Niemand kann mir entfliehen, ich bekomme jeden.« Sie drehte den Dolch so, daß die Klinge zu einem schimmernden Reflex wurde, bevor sie auf mich zeigte.

Jetzt spürte ich die Macht ihrer Augen. Ich kam mir ebenfalls vor, als würde ich über dem Boden schweben, und sie ging noch einen Schritt auf mich zu.

»Niemand stoppt mich!« versprach sie mir, »niemand…«

»Wirklich nicht?« Es fiel mir schwer, die Antwort zu geben und gleichzeitig die Faust zu öffnen, so daß mein Kreuz endlich freilag und sie darauf schauen konnte.

Phädra blieb stehen.

Es war für sie ein Schock, ein Schlag ins Gesicht. Sie sah das Kreuz, sie sah das Auge, und sie hörte meine Worte, als ich die Formel sprach. »Terra pestem teneto – Salus hic maneto…«

Im gleichen Augenblick fühlte ich mich wieder besser. Die Kraft kehrte zurück, ich konnte etwas unternehmen, aber ich wartete vergebens auf das helle Licht, das Strahlen, das sonst entstand, wenn ich die Aktivierungsformel rief.

Reagierte das Kreuz nicht? Fiel mein großer Plan zusammen wie ein Kartenhaus?

Doch, es reagierte. Nur nicht an den Enden, wo die Anfangsbuchstaben der vier Haupterzengel eingraviert worden waren.

Über der Mitte, wo einst wichtige magische Zeichen zu sehen gewesen waren, strahlte etwas in einem hellen, kalten Blau auf: das Allsehende Auge!

Ein Auge in einem Dreieck – mit der Spitze nach oben zeigend – ein Symbol, das bei den alten Ägyptern als Darstellung des Osiris gebraucht und später von der christlichen Kirche übernommen wurde. Es soll den Menschen an die alle Geheimnisse durchdringende Wachsamkeit Gottes erinnern und das Böse unter der Sonne zerstören.

Ich bewegte mich nicht. Ich mußte alles dem Allsehenden Auge überlassen, dessen blaues Strahlen für Phädra das reinste Gift war.

»Nimm es weg!« schrie sie, drehte sich zur Seite und hob beide Arme schützend vor ihr Gesicht.

»Nein, es bleibt!«

Und Phädra erlebte die Hölle!

***

Meneris war da. Er wollte Suko töten. Nach all der langen Zeit noch einmal vernichten, wie er es als Krieger gewohnt war.

Suko erwartete ihn mit der Peitsche, auch die Beretta hielt es schußbereit.

Beides brauchte er nicht einzusetzen. Plötzlich vernahm er ein Heulen und Knirschen, das allerdings nicht von außen an seine Ohren drang, dafür aus der Gestalt des Meneris/Ramir drang.

Das gespensterhafte Wesen drehte sich vor Sukos Augen. Innerhalb des Körpers geriet alles in Bewegung, eine Spirale entstand, die so hart und schnell um die eigene Achse wirbelte, daß sie mit ihrer Kraft den Körper zerstörte und als Staubwolke hinwegwehte.

Es gab keinen Meneris mehr und auch keinen Ramir Ghur. Nur wußte Suko nicht, wie es dazu gekommen war…

***

Der Schrei zitterte durch meine Wohnung. Selbst wenn ich mich in den hintersten Winkel verkrochen hätte, ich hätte ihn überall gehört.

Phädra hatte ihn ausgestoßen, denn sie erlebte am eigenen Leibe mit, wie das Grauen zerstört wurde.

Ihre Hände fuhren hoch und schwebten über dem Kopf, als wollte sie mir einen Tempeltanz vorführen.

Die Obsidianklinge zuckte gegen ihren Kopf, wühlte sich durch die Haarpracht, wurde gedreht und verfing sich in dem kronenartigen Gegenstand auf ihrem Schädel.

Das war Phädras Ende.

Was ich nun zu sehen bekam, glich einem fürchterlichen Alptraum. Krone und Dolch verhedderten sich, lösten sich zwar nicht auf, wurden aber zu einer weichen Masse.

Die Masse rann in ihre schwarze Haarflut, verklebte sie zu dicken Strähnen, die mich an schwarze Schlangen erinnerten. Und die Masse drückte weiter.

Hinein in den Kopf, das Gesicht, den Körper…

Ich möchte auf Einzelheiten der Beschreibung verzichten. Was ich zu sehen bekam, war schlimm genug. Ich hatte den Kopf nur ein wenig zur Seite gedreht, und der gesamte fürchterliche Vorgang geschah unter dem Strahl des Allsehenden Auges.

Es rächte sich fürchterlich an dem, was als Böses aus der tiefen Vergangenheit in die Höhe gestiegen war.

Von der mordenden Göttin blieb nur ein schwarzer, kaum handgroßer Fleck auf meinem Teppichboden zurück, den die Zugehfrau irgendwann ausreiben würde.

Ich ging zurück und ließ mich in einen Sessel fallen, drückte meinen Rücken gegen die Lehne und streckte die Beine aus.

In dieser Haltung fand mich Suko.

***

Er hatte die Wohnung mit dem Zweitschlüssel betreten, schaute sich um und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Das habe ich gerne«, sagte er. »Ich quälte mich unten im Keller mit diesem Ramir Ghur herum, und du hockst hier…«

»Moment, Alter, was hast du denn geschafft?«

»Es gibt ihn nicht mehr. Er löste sich plötzlich auf. Den Grund kenne ich nicht. Wir haben es nur noch mit dieser Frau zu tun…«

»Irrtum.«

»Wieso?«

»Die habe ich erledigt.«

»Wo? Hier in der Wohnung?«

»So ist es.«

Suko schaute sich mit einem Gesichtsausdruck um, als würde er mir nicht glauben. »Keine Reste?« fragte er. »Keine Knochen, kein Staub – einfach nichts?«

»Doch, ein schwarzer Fleck auf dem Teppich. Du stehst fast darauf.«

Suko blickte vor seine Fußspitzen, sah den Rest und hob die Schultern. »Ich werde dir mal glauben.«

»Das ist auch besser so.«

»Dann kannst du ja…«

Nein, ich konnte ihm vorläufig nichts erklären oder erzählen, denn das Telefon klingelte. Ich kam nicht dazu, meinen Namen auszusprechen, denn ich hörte die aufgeregte Stimme des Hausmeisters. »Sir, Mr. Sinclair, hier im Flur wimmelt es von Polizisten. Sie wollen eine Mörderin…«

Jemand nahm ihm den Hörer aus der Hand. »Sind Sie es, John?«

»Hey, Theo.«

»Hören Sie, ein Taxifahrer hat die Mörderin in Ihr Haus gehen sehen. Er hat sie sogar hingebracht.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Wieso?«

Ich setzte mich aufrecht hin. »Ach, Theo, ziehen Sie Ihre Truppen wieder ab. Wir können den Fall vergessen.«

Er schnappte nach Luft. »Soll das heißen, daß sie es vielleicht geschafft haben?«

»Nicht nur vielleicht.«

»Na ja«, sagte er nach dem Durchatmen, »dann darf man wohl gratulieren.«

»Meinetwegen.«

»Ich komme dann noch hoch.«

»Nein, wir kommen zu Ihnen.«

Ich stand auf, nickte Suko zu und sagte: »Laß gut sein, Alter, wir haben es mal wieder gepackt.«

»So muß das auch sein«, erwiderte mein Freund und grinste von einem Ohr zum anderen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 523 »Julies schöne Zombie-Schwester«